Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 20 – 19. Mai 2007 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Spurensuche auf dem Berliner Schloßplatz: Für den Archäologen Werner Graf hat eine besondere Mission begonnen, er sucht nach den Fundamenten des alten Münzturms. Nicht etwa in der Hoffnung, einen Schatz zu finden. Es geht um einen Bauskandal aus dem Jahr 1706. Der Münzturm war alles andere als solide gegründet – und Schloß-Architekt Andreas Schlüter erlitt einen Karriere-Knick. Er wurde entlassen, kam dann aber in St. Petersburg zu neuem Ruhm.

Foto: ddp

Koalition aus dem Tritt

SPD stark irritiert – Reformpolitik wird vertagt

Von KLAUS D. VOSS

Kann es doch sein, daß das kleinste Bundesland Bremen die politischen Maßstäbe setzt? Nach der Landtagswahl in der Hansestadt ist die Berliner Koalition aus dem Tritt geraten. Negative Folge: Die ganze Reformpolitik steht auf dem Spiel.

Am Wahlergebnis selbst wird es kaum liegen. Zwar hat sich die SPD als stärkste Kraft behauptet, trotz starker Verluste bei 36,8 Prozent, die CDU fiel auf 25,6 Prozent ab. Grüne (16,4 Prozent) und FDP (5,9 Prozent) erzielten beachtliche Erfolge, in die Glieder gefahren ist der SPD aber der Aufstieg des PDS-Ablegers „Die Linke“, der sich mit 8,4 Prozent breitmachen konnte – ein Ruck nach links?

Herunter gerechnet auf den Bremer Maßstab lassen sich die Dinge nüchtern einzuschätzen. Von den 660000 Bremer Einwohnern sind rund 42000 ohne Arbeit, 100000 Menschen leben nach Einschätzung der Sozialforscher in eher bedrückenden Verhältnissen. Aus dieser Gruppe konnte die Linkspartei im wesentlichen ihren 8,4-Prozent-Erfolg ableiten, genau genommen gerade einmal 23000 Wählerstimmen – zuwenig, um eine Partei wie die SPD wirklich zu erschüttern.

Die Identitätskrise der SPD, die jetzt die Berliner Koalition bis an die Grenze belastet, hat tiefere Wurzeln. Meinungsforscher von Forsa oder Infratest-dimap, die das Seelenleben der Genossen erforschen, haben nur noch Hiobsbotschaften für Parteichef Kurt Beck. Eine knappe Mehrheit der SPD-Mitglieder (52 Prozent) will jetzt schon die Koalition sprengen, eine Zwei-Drittel-Mehrheit will Reformen wie die „Rente mit 67“ ungeschehen machen. Genauso stark ist die außerparlamentarische SPD-Opposition gegen die dringend notwendige Unternehmensteuerreform. Die schlechteste Nachricht haben die Demoskopen aber für Beck selbst – nur 23 Prozent der Genossen halten ihn für den richtigen Leitwolf der SPD.

Der Widerstand nicht nur der SPD-Linken wächst an; die Parteibasis klammert sich an sozialdemokratische Traditionen, als könnte sie damit die Wählerabwanderungen an die Grünen oder eine Linkspartei verhindern.

Die knappe Mehrheit von 52 Prozent der SPD-Rebellen würde sich schon heute für eine rot-rotgrüne Regierung entscheiden; vermutlich werden die Gegner der Großen Koalition zunehmen.

Für die Regierungsmannschaft in Berlin ist die Lage alles andere als gemütlich – auch die CDU/CSU spürt das Tief von der Weser. Zwar kann sich die Union bundesweit in der Wählergunst behaupten, faktisch kommt für sie derzeit kein anderer Koalitionspartner in Frage als die SPD.

Aber statt sich mit paßgenauer Reformpolitik Respekt zu verdienen, trifft die Koalition jetzt Panik-Entscheidungen und schafft Streitpunkte aus der Welt. Jüngstes Opfer ist die Kinderbetreuung. Der Rechtsanspruch auf den Krippenplatz soll nach 2013 gesichert werden. Das fällt, wenn man genau mitzählt, in die Zeit der Regierungsverantwortung der übernächsten Regierung. Anders gesagt, die Mütter, die einmal bei der Kinderbetreuung unterstützt werden sollen, kommen jetzt gerade in die Pubertät. Das sind doch wirklich einmal Perspektiven für das junge Deutschland.

KLAUS D. VOSS:

»Ich bin's«

Der Vergleich ist weit hergeholt, aber er trifft ein Stück deutscher Wirklichkeit: Man muß nur etliches auf dem Kerbholz haben, um vom Staat gut versorgt zu werden. Menschen Mitte 50, die ihre Karriere in einem Airbus-Werk oder auf einer Vulkan-Werft schon hinter sich haben und auf sich gestellt die Zukunft fürchten, wissen, worum es geht.

Etwa um Susanne A. (56), die als Lehrerin in Bremen unterrichtet und auskömmlich lebt, ein Fall von Resozialisierung besonderer Art. Es ist die „Ich bin's, Susanne“, die als häufiger Gast bei der Familie Jürgen Ponto an der Tür klingelte – sich öffnen ließ und so den RAF-Killern Christian Klar und Brigitte Mohnhaupt den Weg freimachte; der Bankier wurde in seinem Haus erschossen.

Gibt es einen schlimmeren Vertrauensbruch als ein Verbrechen unter Gastfreundschaft? Die Gerichtsakten haben ihr „Ich bin's“ festgehalten.

Nach der Tat trainierte Susanne Albrecht in einem Palästinenser-Lager die Kampftechniken der Terroristen. Später vertraute sie auf den Schutz der Stasi, um in der DDR ein ruhiges Leben zu führen. Erst nach dem Fall der Mauer erleichterte die RAF-Frau ihr Gewissen mit einem Kronzeugen-Geständnis – und kam billig davon. Heute vertraut der Staat darauf, daß Susanne A. Migranten-Kinder richtig zum Leben in Deutschland erzieht.

Der Vergleich ist weit hergeholt, aber er trifft ein Stück deutscher Wirklichkeit. Hätte Susanne A. beim Wechsel nach Bremen einen etwas rauflustigen Hund halten wollen – die Behörde hätte ihr das verweigert, im Sinne der bremischen Hundeverordnung: Nicht geeignet, bei Vorstrafen aus Verbrechen gegen Leib und Leben.

Vom Erfolg überrascht

Kein Programm: Die Linkspartei täuscht ihre Wähler

Von KLAUS APFELBAUM

In Bremen wußte die Linkspartei am Wahlabend nicht, wie ihr geschah: Mit den 8,4 Prozent und dem Einzug in das Landesparlament hatten die Linksaußen-Politiker selbst nicht gerechnet. Viel Zuspruch für eine Partei, die eigentlich keine ist.

Die Bremer Kleingruppe aus Linkspartei/PDS und Wahlalternative Soziale Gerechtigkeit (WASG) hatte sich vor dem Wahlgang zur Partei „Die Linke“ zusammengeschlossen, dabei jede interne Auseinandersetzung im Keim erstickt, um unter allen Umständen geschlossen zu erscheinen – eine hohle Packung. Denn die Realität der „Linken“ sieht so aus, wie sich die Partei in Gründung an diesem Wahlsonntag 250 Kilometer südlich von Bremen präsentierte. Auf einem Doppelparteitag im Saalbau von Witten rangen Linkspartei/PDS und WASG auf getrennten Parteitagen um den Zusammenschluß. Hier in Nordrhein-Westfalen geht es um den Kern der geplanten Linkspartei, den mit Abstand größten Landesverband. Aber nur mit größter Mühe konnten sich die Delegierten wenigstens auf Prozeduren zum Zusammenschluß einigen.

Satzungsfragen sind Machtfragen in einer Partei – und damit kämpfen die an SED-Disziplin geschulten PDS-Kader um Macht über die WASG, die „Gurkentruppe“, wie der Berliner PDS-Chef Stefan Liebich die West-Sozialisten nennt. Fast jeder der WASG-Aktiven hatte sich zuvor schon bei anderen Parteien versucht und war dort gescheitert.

In Witten drehten sich die Debatten um Trennung von Amt und Mandat oder die Frauenquote 50, nicht um politische Programmfragen. Da stehen sich die Antikapitalistische Linke und die Linken Sozialisten ohnehin uneinig und unversöhnlich gegenüber.

An Programm kann die „Linke“ kaum etwas vorweisen. Gemeinsam sind beiden Flügeln nur Verabredungen zum Hartz-IV-Trost und Globalisierungsprotest sowie auf eine bedingungslose Friedenspolitik. Nicht einmal die Reden, die „Links“-Chef Oskar Lafontaine so gern hält, sind durch ein Parteiprogramm fundiert.

Schills langer Schatten

Die Pleite von Hamburg 2003 schadet bürgerlichen Neugründungen

Von HANS HECKEL

Im harten Kontrast zur Linkspartei gelang es bürgerlich-konservativen Protestparteien in Bremen kaum, Fuß zu fassen. Einzig die Neugründung „Bürger in Wut“ (BIW) gibt sich zufrieden. Die nur in Bremerhaven angetretene Formation wird drei Abgeordnete in die dortige Stadtverordnetenversammlung entsenden.

Ob dem Spitzenkandidaten Jan Timke (36, Polizeibeamter) der Einzug in die Bremer Bürgerschaft gelingt, war bis Redaktionsschluß offen. Hierfür müßte BIW mindestens in Bremerhaven fünf Prozent erreichen, wozu nach dem vorläufigen amtlichen Endergebnis noch sage und schreibe eine einzige Stimme fehlte; es wird noch nachgeprüft

Die Gruppierung „Bremen muß leben“ des Publizisten Joachim Siegerist erreichte landesweit zwar mit 1,6 Prozent doppelt soviel wie BIW, blieb aber in beiden Städten weit unter fünf Prozent. Weitere bürgerliche Protestparteien blieben ebenfalls bedeutungslos, die äußerst rechte DVU des Verlegers Gerhard Frey erlangte über ihr Bremerhavener Mandat abermals einen Sitz im Landesparlament.

War es allein die Zersplitterung der bürgerlichen Kleinparteien, die für ihr insgesamt klägliches Abschneiden sorgte? Möglicherweise hallt auch die Enttäuschung nach, die viele Wähler rechts der Mitte am Beispiel Hamburgs erfuhren. Dort hatte der Amtsrichter Ronald Schill aus dem Stand alles erreicht, wovon Kleinparteien der rechten Mitte sonst nur träumen konnten: Mit 19,4 Prozent fast in Volksparteigröße ins Parlament eingezogen, gelang sogar umgehend die Regierungsbeteiligung an der Seite der CDU.

Doch schon zwei Jahre darauf scheiterte die Schill-Partei an sich selbst, die Koalition zerplatzte, die Schill-Wähler zogen fast geschlossen zur CDU.

Der selbstverschuldete Untergang der Schilltruppe könnte der Attraktivität bürgerlicher Neugründungen insgesamt nachhaltigen Schaden zugefügt haben. Dies könnte auch eine der Erklärungen für die dramatisch niedrige Wahlbeteiligung in Bremen sein.

Schwachsinn mit Tralala

Vergeßt Pisa! Egal, wo wir unseren nächsten Flachbild-TV kaufen, sooooo blöd sind wir Deutschen ja doch nicht. Beim größten gesamteuropäischen Schwachsinns-Wettbewerb, dem Eurovisionspublikum unter dem irreführenden Namen „Song-Contest“ dargeboten, haben wir immerhin 18 Nationen den Vortritt gelassen. Auch wenn der serbische Siegertitel der Sängerin Marija Serifovic (Foto) sich angenehm vom Blöder-geht's-nimmer-Klischee abhob – was da ab Rang zwei herumträllerte, war an Ni-



veauarmut nur noch durch die anschließende Farce in Form der „demokratischen“ Ermittlung der Gewinner zu unterbieten.

Der Begriff „Ermittlung“ paßt in diesem Zusammenhang übrigens ganz gut: An diesem quälend langen und ebenso langweiligen TV-Abend waren die Grenzen zwischen Musik und vorsätzlicher Körperverletzung durchaus fließend. Da war es geradezu wohltuend, daß unser deutscher Beitrag sich auf den hinteren Rängen verstecken durfte. Wie peinlich, wenn Cicero aus – sagen wir mal – Eriwan „twelve points“ bekommen hätte. Platz 19 bei diesem Blödsinn, das ist fast schon tröstlich. Besser noch: Folgt dem Rat unserer Grand-Prix-Siegerin Nicole, steigt aus und erspart dem Publikum künftig solchen Quatsch. *Hans-Jürgen-Mahlitz*

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Archiv-Verlages bei.

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: »Steuern runter«

Angesichts der kräftigen Steuermehreinnahmen von Bund und Ländern fordert der Vorsitzende des Bundes der Steuerzahler, Karl-Heinz-Däke, die Rücknahme der Mehrwertsteuer-Erhöhung vom Januar. Die Anhebung von 16 auf 19 Prozent lasse sich vor dem Hintergrund der zusätzlichen Budget-Milliarden erst recht nicht mehr begründen. Däke fürchtet ansonsten einen gefährlichen Dämpfer für die Konjunktur im kommenden Jahr, da die Steuer den privaten Konsum beschneide. *H.H.*

1.498.294.388.130 €

(eine Billion vierhundertachtundneunzig Milliarden zweihundertvierundneunzig Millionen dreihundertachtundachtzigtausend und einhundertdreißig)

Vorwoche: 1.497.627.548.417 €
Verschuldung pro Kopf: 18.175 €

(Stand: Dienstag, 15. Mai 2007, 19 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

15 Millionen »Migranten«

65 Prozent der Frankfurter unter fünf Jahren stammen bereits von Zuwanderern ab

Von Hans Heckel

Um Überfremdungsängsten entgegenzutreten, stellen Politiker gern heraus, daß der Ausländeranteil an der Bevölkerung der Bundesrepublik seit Jahren beinahe konstant sei. Auch die jetzt veröffentlichten Zahlen des Statistischen Bundesamts erhärten diesen Eindruck. Laut Mikrozensus für das Jahr 2005 lebten seinerzeit etwa 7,3 Millionen Ausländer in Deutschland, was einem Anteil von 8,9 Prozent entspricht und seit Jahren kaum verändert ist.

Dem Eindruck vieler „autochtoner“ Einwohner, als von Deutschen mit deutscher Abstammung, ist hingegen, daß der Anteil von Menschen nichtdeutscher Herkunft in ihrer Umgebung seit

Ausländerzahl allein sagt wenig über die ethnische Struktur

langem stetig steigt. Bloße Einbildung?

Kaum, denn deutlich höhere Zahlen ergeben sich, wenn alle Bewohner „mit Migrationshintergrund“ berücksichtigt werden, also neben den Ausländern auch jene deutschen Staatsbürger, die aus dem Ausland zugewandert sind oder von mindestens einem Elternteil her aus dem Ausland stammen. Hierbei sind indes nicht allein Personen ausländischer oder teilweise ausländischer Herkunft aufgeführt, sondern auch deutsche Aussiedler.

Die Zahl jener „Einwohner mit Migrationshintergrund“ umfaßte, wie das Statistische Bundesamt dieser Tage bekanntgab, 2005 insgesamt 15,3 der 82,4 Millionen Bewohner Deutschlands, das sind 18,6 Prozent der Gesamtbevölkerung. Gut zwei Drittel der Menschen mit Migrationshintergrund sind noch selbst nach Deutschland eingewandert, das restliche Drittel ist bereits hier geboren.

Nach Regionen und Altersgruppen sind Zuwanderer und ihre Nachkommen äußerst unterschiedlich verteilt. So hatte 2005 bereits knapp ein Drittel aller Kinder unter fünf Jahren in Deutschland einen Zuwandererhintergrund. In manchen Städten stellen sie in dieser Altersgruppe sogar die deutliche Mehrheit, so in Nürnberg mit 67 Prozent, Frankfurt am Main mit 65 Prozent sowie Düsseldorf und Stuttgart mit je 64 Prozent. Auch der Anteil von Zuwanderern und ihren Nachkommen insgesamt, ist in Frankfurt und Stuttgart mit je 40 und in Nürnberg mit 37 Prozent überdurchschnittlich hoch.

Von den Menschen mit Migrationshintergrund stammen 14,2 Prozent aus der Türkei, 9,4 aus Rußland, 6,9 aus Polen und 4,2 Prozent aus Italien. Alle übrigen Herkunftsländer umfassen je drei Prozent oder weniger an der Gesamtzahl der Zuwanderer und ihrer Nachkommen.

Bedenklich ist die soziale Situation der Zuwanderer: Die 25- bis 65jährigen unter ihnen waren 2005 seltener erwerbstätig als die Autochtonen (62 gegenüber 73 Prozent) und häufiger arbeitslos (13 Prozent gegenüber 7,5 Prozent). 25 Prozent der Migranten standen dem Arbeitsmarkt gar nicht mehr zur Verfügung, bei den Autochtonen waren dies nur 19,5 Prozent. Fast doppelt so viele Migranten wie Autochtone hatten 2005 keine abgeschlossene Berufsausbildung – 51 Prozent gegenüber 27 Prozent. Im Unterschied zu den Vergleichszahlen der 25- bis 65jährigen verzerrt hier allerdings das niedrige Durchschnittsalter der Migranten das Ergebnis. Nicht berücksichtigen konnten die Statistiker nämlich, wie viele der Menschen ohne Berufsabschluß sich aufgrund ihres Alters noch in der Ausbildung befanden.

Die Hälfte der erwerbstätigen Zuwanderer und ihrer Nachkommen sind Arbeiter mit meist geringen Einkommen, bei den autochtonen Deutschen sind dies bloß ein Viertel.

Die Zahlen kennzeichnen, was die deutsche Zuwanderungspolitik von jener der klassischen Einwanderungsländer wie den USA, Kanada, Australien oder Neuseeland unterscheidet. Die klassischen Einwanderungsländer achten darauf, nur möglichst qualifizierte Menschen auf ihr Gebiet zu lassen oder solche mit nennenswertem Vermögen.

In Deutschland hingegen hat die Zuwanderung aufs Ganze gesehen zu einer „Unterschichtung“ geführt. Statt gut ausgebildete Menschen anzulocken, die den Qualifizierungsgrad der Bevölke-

»Unterschichtung« statt Zuzug von Hochqualifizierten

rung insgesamt nach oben ziehen, sind in die Bundesrepublik vor allem schlecht Ausgebildete gekommen, deren Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt deutlich bescheidener ausfallen als die der Einheimischen. Niedrigqualifizierte Zuwanderer belasten die Sozialkassen überdurchschnittlich und verschärfen den Wettbewerb um die verbliebenen Arbeitsplätze für un- oder angelernte Arbeitnehmer.

Erfahrungsgemäß fällt den schlechter qualifizierten Zuwanderern auch die kulturelle Integration, zu allererst das Erlernen der Sprache, erheblich schwerer als Höhergebildeten.

Die Neigung zur Ghettobildung ist in jenen Zuwandererkreisen daher besonders stark ausgeprägt. „Bildungsferne“ wird überdies häufig an die folgende Generation weitergegeben, weshalb die Integration auch bei bereits hier geborenen Zuwandererkindern wachsende Probleme bereitet.

Reiche Ausländer, die von anderen Staaten mit attraktiven Steuergesetzen angelockt werden, meiden die Bundesrepublik, da das deutsche Steuerrecht die Finanzstarken der Welt eher zum Verlassen unseres Landes anregt als zum Übersiedeln nach Deutschland.



Knapp ein Drittel aller Kinder in Deutschland hat einen „Migrationshintergrund“: Die ARD-Serie „Türkisch für Anfänger“ nimmt das Leben binationaler Familien aufs Korn Foto: pa

Nächste Defizitfalle droht schon

Staatsverschuldung: Kurzfristige Mehreinnahmen vernebeln den Ernst der Lage

Von Ansgar Lange

Als „Hans im Glück“ firmierte der damalige Finanzminister Hans Eichel (SPD) nur für eine relativ kurze Zeit. Dann stellte sich heraus, daß sein Haushalt „auf Kante genäht“ war, wie der ehemalige Lehrer als Dauergast von Sabine Christiansen zu sagen pflegte. Vom Star der rot-grünen Koalition verkam Eichel dann ganz schnell zum Prügelknaben.

„Peer im Glück“ – diese Floskel hat noch niemand verwendet. Dabei sprudeln die Steuer-Quellen wie lange nicht mehr. Die Ergebnisse der Steuerschätzung diesen Mai sind eigentlich Grund genug zum Jubilieren: Bis 2011 können Bund, Länder und Gemeinden mit Mehreinnahmen von knapp 180 Milliarden Euro rechnen. Dies teilte das Bundesfinanzministerium nach der Beratung des Arbeitskreises Steuerschätzung mit. Allein der Bund darf sich auf Mehreinnahmen von rund 87 Milliarden Euro freuen.

Doch Steinbrück trat sofort auf die Euphorie-Bremse. Schließlich fordern seine Kollegen in den einzelnen Ministerien bis 2011 satte 28 Milliarden Euro mehr. „Der Staat schwimmt in fremdem Geld. Allein in diesem Jahr überwiesen

Jetzt ist Zeit für eine tiefgreifende Steuerreform

die Steuerzahler rund 580 Milliarden Euro (inklusive Kindergeld und Eigenheimzulage) an den Staat“, erklärte der Bund der Steuerzahler nach Veröffentlichung der neuesten Daten. Ein Teil der Steuermehreinnahmen müsse an die Bürger zurückgezahlt werden.

Als vorrangige Entlastungsmöglichkeiten nannte der Bund der Steuerzahler die Wiederherstellung der alten Regelung bei der Entfernungspauschale, die Reduzierung des Solidaritätszuschlags sowie die Ausweitung des Katalogs der mit dem reduzierten Mehrwertsteuersatz besteuerten Güter und Dienstleistungen (in erster Linie verschreibungspflichtige Medikamente). Die zusätzlichen Ausgabenwünsche der Ministerien seien absurd. Gefragt sei jetzt eine durchgreifende Steuerreform nach dem Leitbild „Niedrig-Einfach-Gerecht“.

In der Tat gibt es keinen Grund zur Entwarnung. „Wenn die Politik weitermacht wie bisher, wird die öffentliche Verschuldung bis zum Jahr 2050 auf das Zweieinhalbfache des Bruttoinlandsprodukts klettern – heute sind es knapp 70 Prozent“, warnen die Experten der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft (INSM), einer Denkfabrik, die sich dem Gedankengut Ludwig Erhards verpflichtet fühlt.

Die Bundesrepublik schiebt einen Schuldenberg von über 1,5 Billionen Euro vor sich her. Das macht pro Kopf 18175 Euro. Die Sünden wurden seit den 70er Jahren gemacht. Allein von 1990 auf 2000 erhöhte sich die Schuldenlast allein des Bundes von 311 Milliarden Euro oder 24 Prozent des Bruttoinlandsprodukts auf 782 Milliarden Euro oder 38 Prozent des Bruttoinlandsprodukt (BIP). Hinzu kommen die Miesen von Ländern und Gemeinden.

Mit Recht und Gesetz nehmen es die Politiker in der Regel nicht so genau. Eigentlich sieht das Grundgesetz als Obergrenze für die Neuverschuldung die Investitionsausgaben vor. Letztere belie-

2050 dreieinhalbmal soviel Miese wie heute?

fen sich für den Bund im Jahr 2006 auf 23,2 Milliarden Euro, die neuen Schulden aber auf 27,9 Milliarden Euro.

Wer jetzt die Hände in den Schoß legen will oder nach neuen finanziellen Wohltaten ruft wie vor allem die Familienministerin Ursula von der Leyen (CDU), der sollte bedenken, daß der gesamte Schuldenberg von Bund, Ländern und Gemeinden nach wie vor bei 68 Prozent der Wirtschaftsleistung liegt. Würde die bis 2005 praktizierte Finanzpolitik weiter betrieben, würde der Schuldenstand bis 2050 auf 239 Prozent des BIP steigen – das gesamtstaatliche Haushaltsdefizit beliefe sich dann auf elf Prozent des Sozialprodukts. Der Maastrichtvertrag erlaubt hier höchstens drei Prozent.

Die Regierung Merkel hat bisher nicht erkennen lassen, daß sie in der Finanzpolitik völlig neue Wege einschlagen will. Nach der Devise „Steuern erhöhen statt Ausgaben kürzen“ erhöhte die Bundesregierung im Januar dieses Jahres die Mehrwert- und die Versicherungssteuer.

Daß es noch genügend Einsparpotenzial gibt, haben die Fachleute des Instituts der deutschen Wirtschaft (IW) zusammen mit dem Finanzwissenschaftlichen Forschungsinstitut der Universität Köln errechnet. In Deutschland lassen sich pro Jahr über 80 Milliarden Euro ohne Leistungseinbußen einsparen, so ihre These.

Lohndrückerei dank Stütze

Von HARALD FOURIER

In einer Pankower Kneipe habe ich Stefanie kennengelernt. Sie kellnert dort. „Aber eigentlich bin ich Hartz-IV-Empfängerin“, eröffnete sie mir, als wir uns schon etwas besser kannten.

Sie bekommt vom Staat die Miete, die 345 Euro „Taschengeld“ und ist krankenversichert. Dann kann sie sich noch ein paar Euro am Tresen dazuverdienen. Dafür muß sie aber ganz schön schuften: An fünf Tagen pro Woche arbeitet sie von 20 Uhr, bis der letzte Gast gegangen ist. Und das ist sehr oft erst weit nach Mitternacht der Fall. Im Grunde beträgt ihre Arbeitszeit mindestens soviel wie die einer Halbtagskraft, ohne daß sie ein entsprechendes Gehalt bekäme. Der Stundenlohn liegt bei einem Euro oder zwei.

Warum macht sie das? Stefanie ist eine einfach gestrickte Person. Sie ist nicht besonders ehrgeizig (charmanter formuliert: Sie ist nicht karrieregeil). Für sie zählt nur, daß sie am Monatsende so über die Runden kommt. Da ist es ihr egal, ob das Geld vom Staat oder von ihrem Arbeitgeber kommt.

Der Kneipenwirt dagegen hat bereits in seine Kostenplanung fest einkalkuliert, daß sie ja Hartz-IV-Empfängerin ist, und zahlt ihr aus eigener Börse nur ein besseres Taschengeld, weil sie nicht mehr verlangt. Und wenn sie es täte, dann würde er schnell eine andere Kraft finden, die zu den miesen Bedingungen arbeitet. Jemand anderes als eine Hartz-IV-Empfängerin stellt er gar nicht erst ein!

Seit vergangene Woche aufgeflogen ist, daß im Reichstag Putzfrauen unter Tarif bezahlt werden, ist die Empörung groß. „Lohndumping unter den Schwingen des Bundesadlers – und unsere Abgeordneten schauen weg.“ So in etwa lautet der Vorwurf an die Politiker.

Aber das ist eine zu einfache Sichtweise. Es gibt längst reihenweise Arbeitgeber, die es sich leisten können, einfache Arbeitskräfte mit einem Hungerlohn abzuspeisen, weil die Arbeitnehmer das mit sich machen lassen. 80 000 geringfügig Beschäftigte kassieren allein in Berlin zusätzlich Geld vom Arbeitsamt, da sie von ihrem eigentlichen Verdienst allein nicht leben könnten.

Damit trägt der Sozialstaat indirekt zur Senkung der ohnehin niedrigen Löhne in diesem Bereich bei. Besonders umstritten ist in diesem Zusammenhang die Forderung nach einem Mindestlohn, mit dem, so die Kritiker, mal wieder die Symptome und nicht die Ursache für Hungerlöhne bekämpft werden sollen.

Es steht zu befürchten, daß es immer Leute wie Stefanie geben wird, die sich unter Wert verkaufen, und Geschäftemacher, die jede noch so gut gemeinte Regelung unterlaufen. Denn gut gemeint ist eben nicht gut.

Erfolg eines Kraftakts

Sarrazin stellt Berlins Haushaltsplanung vor: In zwei Jahren keine neuen Schulden mehr



Vom Milliardendefizit zum ausgeglichenen Haushalt? Berlins Finanzsenator Thilo Sarrazin

Foto: Caro

Von PETER WESTPHAL

Ich bin Finanzsenator, und ich bin es gerne.“ Gleich dreimal, wie in einem Märchen, antwortete der gefürchtete und bewunderte „Sparsenator“ von Berlin, Thilo Sarrazin (SPD), auf die Frage, ob er denn 2009 in den Vorstand der Deutschen Bundesbank wechseln werde, mit demselben kurzen Satz.

Ebenfalls wie aus dem Märchen klingt derweil Sarrazins sensationelle Ankündigung, für 2009 einen Haushalt ganz ohne Neuverschuldung aufstellen zu können. Möglich wird dies durch einen vom Arbeitskreis Steuerschätzung und der Finanzverwaltung prognostizierten Geldsegen – unverhofft wie die Sterntaler, die im Märchen in die Schürze des armen Mädchens fallen. An Wowereits salopper Analyse, wonach die Hauptstadt zwar „arm, aber sexy“ sei, dürfte dies indes nicht allzuviel ändern. Steht doch das Land Berlin, das nach der Vereinigung einen Schuldenstand von zehn Milliarden Euro im Jahr 1991 aufzuweisen hatte, mittlerweile mit 62 Millionen Euro in der Kreide. Nach vorläufiger Berechnung erwartet die deutsche Metropole im laufenden Jahr 250 Millionen Euro an zusätzlichen Steuereinnahmen sowie Geldern aus dem Länderfinanzausgleich. Auf Basis der aktuellen Erhebungen wird für 2008 mit einem Betrag von 250 bis 300 Millionen zusätzlich kalkuliert, ab 2009 sogar mit 300 bis 500 Millionen Euro.

Daß sich das hochverschuldete Berlin schon alsbald zu einem Vorbild mausern könnte, das einen ausgeglichenen Haushalt vorlegt, ist in maßgeblicher Weise auch dessen Finanzsenator Sarrazin und seiner rigiden Sparpolitik zu verdanken. Der politische Werdegang des 62jährigen begann 1975 im Bundesfinanzministerium. Federführend an der deutsch-deutschen Währungsunion beteiligt, avancierte er 1991 zum Staatssekretär für Finanzen in der Landesregierung von Rheinland-Pfalz.

Sechs Jahre später wechselte Sarrazin zur Treuhandliegenschaftsgesellschaft (TLG), die er nach internen Auseinandersetzungen und einem Streit mit dem damaligen Finanzminister Hans Eichel verlassen mußte. Seine nächste Station war 2000 bei der Deutschen Bahn. Hier überwarf er sich alsbald mit Bahnchef Hartmut Mehdorn, um nur einen Monat später – im Januar 2002 – das Angebot von Berlins Regierendem Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) anzunehmen, dessen Finanzsenator zu werden. Damals belief sich der Schuldenstand bereits auf 42 Milliarden Euro. Seither hat Sarrazin unerbittlich seine Sparpolitik vorangetrieben.

Noch im April vergangenen Jahres hatte Wowereit vor dem Bundesverfassungsgericht mit dem Verweis auf die „extreme Haushaltsnotlage“ der Hauptstadt auf Finanzbeihilfen des Bundes geklagt – und war gescheitert.

Zwar hatte Finanzsenator Sarrazin seinerzeit ebenso wie Wowereit das Urteil aus Karlsruhe öffentlich scharf kritisiert, doch dürfte er insgeheim jubiliert haben. Denn letztlich stärkte der Richterspruch der von ihm verordneten, radikalen Sparpolitik den Rükken. So hatte es bereits im November 2003 heftige Auseinandersetzungen im rot-roten Regierungsbündnis gegeben, als Sarrazin das Urteil des Berliner Verfassungsgerichts gelobt hatte, welches – auf eine Klage der Oppositionsparteien – den damaligen Haushaltsentwurf für 2004/2005 für nicht verfassungsgemäß erklärt hatte.

Seit seinem Amtsantritt hat Sarrazin in fast allen Bereichen die Ausgaben des Senats verringert, so zum Beispiel im Bereich der Personalpolitik. Hier gibt das Land Berlin in diesem Jahr – bei einem Haushaltsvolumen von 20,5 Milliarden Euro – allein 6,2 Milliarden Euro aus. Im Jahr 2003 war unter der Ägide Sarrazins mit den Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes ein Solidarpakt beschlossen worden. Nach dessen Regelung verzichten die Landesbediensteten bis Ende 2009 auf acht bis zwölf Prozent ihres Gehaltes. Im Gegenzug wurden betriebsbedingte Kündigungen ausgeschlossen und kürzere Arbeitszeiten vereinbart. Dabei ist hier noch die meiste Arbeit zu leisten. Denn nach Ansicht Sarrazins sind die Berliner Ämter äußerst ineffizient. Im Vergleich zu den Stadtstaaten Hamburg und Bremen, so Sarrazin gegenüber der „Berliner Zeitung“, habe die Hauptstadt 12 000 Beschäftige zu viel. Insgesamt könne auf 30 bis 40 Prozent des öffentlichen Personals verzichtet werden.

Ebenfalls gegen heftigen Widerstand setzte sich Sarrazin für den Ausstieg aus der Förderung des Sozialen Wohnungsbaus ein. Immer wieder forderte er zudem den Verkauf der Wohnungsbaugesellschaften, obgleich seine Partei dies strikt ablehnt.

Zu Beginn von Sarrazins Amtszeit hatte sich Berlin trotz Länderfinanzausgleich und Bundeshilfen jedes Jahr um weitere Milliarden neuverschuldet. Obwohl die Hilfen weiterfließen, bliebe ein ausgeglichener Haushalt 2009 eine kleine Sensation.

Schwarz-Gelb-Grün und durch

CDU-Landesparteitag: Fraktionschef Pflüger schwört Hauptstadt-Union auf »Jamaika-Koalition« ein

Von HANS LODY

Öffentliche Aufmerksamkeit kann die Berliner CDU gut gebrauchen. Das Interesse der Hauptstädter an dem aus Hannover zugezogenen gescheiterten Spitzenkandidaten und jetzigen Fraktionsvorsitzenden Friedbert Pflüger ist mäßig, genauso wie der Zuspruch der Wähler zur Spree-Union.

Bei den letzten Landtagswahlen sackten die Christdemokraten auf 21 Prozent ab. Und laut der jüngsten Umfrage von Infratest Dimap würden auch weiterhin nur 21 Prozent der Berliner CDU wählen. Daher setzte die Hauptstadt-Union nun alles daran, ihren Landesparteitag am vergangenen Sonnabend zum großen Medienereignis zu polieren.

Pflüger sitzt trotz der schwarzen Misere fest im Sattel. Als Medienprofi weiß er, wie man sich interessant macht. In der Aprilausgabe des Kulturmagazins „Cicero“ erläuterte der 52jährige, wie er es trotz Stimmungstief erreichen will, erster Mann von Berlin zu werden. Es soll das erste sogenannte „Jamaika-Bündnis“ aus CDU, Grünen und FDP auf Länderebene werden. Das Einverständnis der FDP ungefragt voraussetzend, lobt Pflüger von Marie-Luise Beck über Renate Künast bis zu Joschka Fischer alle Repräsentanten der Grünen, die ihm in den Sinn kommen. Er findet Gemeinsamkeiten, wo es der Einschätzung der meisten Unionsanhänger zufolge gar keine gibt.

Zu Beginn des Parteitages inszenierte sich der Fraktionschef als treusorgender Familienvater. Pflüger selbst schiebt den Kinderwagen vom Parkplatz in den Saal, während seine Frau daneben her läuft.

Dann startet die Versammlung. Als erstes reitet Pflüger eine Attacke auf die Sozialdemokraten. Danach kommt er auf seine Lieblingskoalition. Die Frage, ob die CDU-Basis den Kurs auf die Jamaika-Koalition wirklich will, wird auf dem Parteitag gar nicht diskutiert. Auch der Generalsekretär Frank Henkel und der Parteivorsitzende Ingo Schmitt sprechen zu den Delegierten, schweigen aber zu Schwarz-Gelb-Grün. Henkel ist der einzige, der das Wort „konservativ“ in den Mund nimmt. Von seinen einstigen Differenzen mit Pflüger spricht Henkel nicht mehr.

Der 49jährige Bundestagsabgeordnete Ingo Schmitt hat ein anderes Thema: Wirtschaft und Sozialstaat. Gegen Mindestlöhne zieht er dabei zu Felde. 7,50 Euro Mindestlohn würde Hunderttausende von Arbeitsplätzen vernichten. Die Tarifparteien sollten das selber regeln, ohne Gesetz.

Die Berliner Finanzmisere geht Schmitt hart an: „Es gibt die Bereitschaft anderer Bundesländer, Berlin finanziell zu unterstützen.“ Der rot-rote Senat habe aber offenbar nicht die Kraft, den Haushalt weiter zu konsolidieren. Die derzeit so stark steigenden Steuereinnahmen seien nicht das Verdienst des Senats, sondern der Bundesregierung. Das Wirtschaftswachstum in Berlin liege hingegen unter dem Durchschnitt der Bundesländer.

Die Delegierten sind der Streitereien nach langen Jahren des innerparteilichen Haders offenbar überdrüssig. Es herrscht das Bild großer Einigkeit. Die inhaltlichen Anträge zum Dauerbrenner Flughafen Tempelhof oder der Einrichtung von „temporären Polizeiläden“ werden durchgewinkt. Dann steht ein Antrag zur Erhöhung der Zahlbeträge von DDR-Opferrenten auf der Tagesordnung. Die frühere thüringische Bundestagsabgeordnete Vera Lengsfeld ist extra angereist, um moralische Schützenhilfe zu geben. Sie hätte es sich sparen können. Keine Diskussion, alle sind dafür – erledigt, nächster Punkt.

Genauso spannungsfrei geht es bei den anschließenden Personalwahlen zu. Eine Findungskommission hat für alle Posten Vorschläge erarbeitet. „Gibt es weitere Vorschläge?“ fragt die Tagungsleitung. Nein, keine. Alle Kandidaten werden gewählt. Schmitt wird als Vorsitzender mit 81,2 Prozent Ja-Stimmen bestätigt. Auch Henkel findet als Generalsekretär eine breite Mehrheit.

Dann gibt es doch noch eine kleine Überraschung. Generalsekretär Henkel bekommt bei den Wahlen zu den Delegierten zum Bundesparteitag mehr Stimmen als Parteichef Schmitt und Fraktionsführer Pflüger. Die liberale Hoffnungsträgerin Monika Grütters, die vor zwei Jahren noch als Angela Merkels Kulturstaatsministerin im Gespräch war, fällt überraschend durch.

Doch das trübt die ganz ungewohnte Harmonie kaum. Die Stimmung der einst tief zerstrittenen Hauptstadt-Union ist so gut, daß Parteichef Ingo Schmitt in seiner Rede vom „überzeugenden Wir-Gefühl“ schwärmt. Die schlechten Wahlergebnisse und die vor wenigen Tagen veröffentlichte Umfrage sind weit weg.

Jetzt muß „nur“ noch der Wähler aufspringen auf den schwarz-gelb-grünen Zug der Spree-CDU. Und natürlich die Liberalen und die Grünen. Bei letzteren verfügen Leute wie Hans-Christian Ströbele noch immer über einigen Einfluß. Von dem schwärmte Pflüger nicht.

Mißbrauch eingedämmt

Die heftig kritisierte Zweckentfremdung von Mitteln aus dem Solidarpakt ist nach Berechnungen des Dresdner Finanzwissenschaftlers Helmut Seitz 2006 deutlich zurückgegangen. Grundsätzlich sind die Neuen Bundesländer verpflichtet, die Mittel ausschließlich für Investitionen auszugeben. Mit Ausnahme von Sachsen wurden die Gelder jedoch statt dessen zum großen Teil zum Stopfen von Haushaltslöchern verwendet.

Sowohl die laute Kritik an der Zweckentfremdnung als auch die deutlich höheren Steuereinnahmen haben laut Seitz 2006 dazu geführt, daß nun die Mittel weitaus sachgerechter, also für Investitionen, ausgegeben wurden als noch im Jahr zuvor. Wie Sachsen schon 2005 habe nun auch Mecklenburg-Vorpommern die Hilfen 2006 zweckgemäß eingesetzt. Auch in Sachsen-Anhalt, Thüringen und Brandenburg stellte der Wissenschaftler eine Trendwende fest. In der Mark sank die Fehlverwendungsquote demnach von 41 Prozent 2005 auf acht Prozent im vergangenen Jahr. *H.H.*

Zeitzeugen



Winston Churchill – Der Literaturnobelpreisträger war von 1940 bis 1945 und von 1951 bis 1955 Großbritanniens Regierungschef. Ihm wird das Zitat zugeschrieben: „Traue keiner Statistik, die Du nicht selber gefälscht hast." Seine Verbrechen sind in keine polizeiliche Statistik eingegangen.

Sherlock Holmes – Der von dem Autor Sir Arthur Conan Doyle (1859–1930) geschaffene Brite ist die bekannteste Detektivfigur (aus der Zeit des vorletzten Jahrhundertwechsels). Ganz im Geiste des damaligen Fortschritts- und Wissenschaftsglaubens ist das Besondere an dieser Figur ihre neuartige Arbeitsmethode, die ausschließlich auf detailgenauer Beobachtung und nüchterner Schlußfolgerung beruht. Er gilt bis heute weithin als Symbol erfolgreichen analytisch-rationalen Denkens.



Eduard Zimmermann – Der 1929 geborene Münchner schlug sich in der Nachkriegszeit als Dieb und Schwarzhändler durch und saß auch in Hamburg hinter Gittern, bevor er sich mit gefälschten Papieren in Schweden eine neue Existenz aufbaute. Ein Reportage-Auftrag führte ihn 1949 in die SBZ, wo er wegen angeblicher Spionage fünf Jahre in Bautzen saß. Von 1964 bis 2001 moderierte der Journalist 300mal „Aktenzeichen XY ... ungelöst" und 180mal „Vorsicht Falle! – Nepper, Schlepper, Bauernfänger". Heute arbeitet der Mitbegründer des „Weißen Ringes" hinter der Kamera.

Ehrhard Voigt – Der von 1905 bis 2004 lebende deutsche Geologe und Paläontologe erfand um 1930 die Lackfilmmethode, mit deren Hilfe nicht nur Boden- und Sedimentprofile, sondern auch Fingerabdrücke dokumentiert werden.



Thomas Müller – Der österreichische Kriminalpsychologe und Profiler hat als einfacher Polizist angefangen. Neben dem Dienst studierte er Psychologie. 1991 machte er Examen, 2001 promovierte er. 1993 begann er im österreichischen Bundesinnenministerium mit dem Aufbau eines Kriminalpsychologischen Dienstes. Bekannt wurde er durch die Beteiligung an diversen Ermittlungen sowie seine Bücher „Bestie Mensch" und „Gierige Bestie".

Nur die halbe Wahrheit

Nach der Kriminalstatistik 2006 wäre Deutschland eines der sichersten Länder

Von Mariano Albrecht

Zufrieden äußerte sich Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble über die von ihm vorgelegte Kriminalstatistik für das vergangene Jahr. Deutschland gehöre zu den sichersten Ländern der Welt, so der Minister. Mit 6 304 223 Straftaten sei die Kriminalität im Vergleich mit dem Vorjahr um 1,4 Prozent zurückgegangen. Frankfurt ist mit 16 378 Straftaten pro 100 000 Einwohner das kriminellste Pflaster auf deutschem Boden gefolgt von Hannover, Düsseldorf und Bremen. Berlin, die schrille Hauptstadt mit ihren Problemstadtteilen Wedding, Kreuzberg und Neukölln, liegt an fünfter Stelle der Gefahrenliste, das feine Hamburg mit dem Rotlichtstadtteil St. Pauli, wo sich Zuhälter, Menschenhändler und Drogenbosse tummeln, liegt sogar noch dahinter. Wer das Papier genauer unter die Lupe nimmt, stößt auf Fragen. Insgesamt, so die Statistik, ist zum Beispiel die Drogenkriminalität weiter rückläufig. Im Vergleich zum Vorjahr um 7,8 Prozent, klingt nicht schlecht. Allerdings schweigt sich die Polizei hartnäckig aus, wie häufig sie an bekannten Drogenumschlagplätzen tatsächlich eingreift. Was an Häfen und Grenzen passiert, fällt unter die Zuständigkeit des Zolls. Der Polizei gehört die Straße, Beispiel Hamburg: Im Stadtteil St. Georg befindet sich das sogenannte Drogenberatungszentrum "Drob In"; hier soll Drogenabhängigen der Ausstieg aus der Sucht erleichtert werden. In der Realität sieht es so aus, daß den meist Heroinabhängigen hier Räumlichkeiten und saubere Spritzbestecke zum Drogenkonsum zur Verfügung gestellt werden, Beratung auf Wunsch. Vor der Einrichtung ist ganztägig eine Menschentraube zu beobachten. Natürlich wird hier mit Rauschgift gehandelt. Ein Einsatzfahrzeug der Polizei steht bereit. Wie häufig es zu Festnahmen von Drogenhändlern im unmittelbaren Umfeld der Einrichtung kommt, ist Polizeigeheimnis. Wenn weniger eingegriffen und ermittelt wird, dann bleibt die Statistik natürlich sauber.

Frankfurt ist die gefährlichste Stadt Deutschlands

Ähnlich schwammig auch die Informationen über den Anteil von Ausländern am Verbrechensgeschehen in Deutschland. Die Statistik weist zwar einen Anteil nichtdeutscher Tatverdächtiger von 22 Prozent aus, auch daß türkische Staatsbürger unter allen ausländischen Straftätern mit 21,4 Prozent (107 653) die Rangliste der nichtdeutschen Tatverdächtigen anführen, trifft jedoch keine Aussage über den Anteil von deutscher Straftäter, die einen Migrationshintergrund haben, bei jährlich zirka 120 000 Einbürgerungen dürfte sich da noch einiges relativieren.

Lücken und Verschwommenes auch im Bereich der Wirtschaftskriminalität. Nicht unter den Punkt „Wirtschaftskriminalität im Zusammenhang mit Arbeitsverhältnissen" fallen die Ermittlungen der „Finanzkontrolle Schwarzarbeit", welche von Zoll und Polizei gemeinsam durchgeführt werden. Das sind 91 820 abgeschlossene Ermittlungsverfahren, die nicht in die Kriminalstatistik einfließen, weniger kriminell sind diese Straftaten deshalb nicht. Beunruhigend ist die Zunahme von Mord und Totschlag. Im Jahr 2006 wurden mit 727 Tötungsdelikten zwar 77 weniger als im Vorjahr registriert, bei versuchtem Mord oder Totschlag schnellte die Zahl der Delikte jedoch nach oben, 1741 Fälle, 149 versuchte Tötungen mehr als im Jahr 2005. Besonders unter Jugendlichen ist eine zunehmende Verrohung und Gewaltbereitschaft zu verzeichnen. Insgesamt ging die Zahl der von Jugendlichen verübten Straftaten zwar um 2,1 Prozent auf 278 447 Fälle leicht zurück, bei den Gewaltdelikten war aber ein Zuwachs von 2,7 Prozent bei den Jugendlichen und 4,6 Prozent bei den Heranwachsenden zu verzeichnen. Wobei hier von einer hohen Dunkelziffer ausgegangen werden kann, da besonders im Freizeit- und Schulbereich aus Angst vor Rache und Repressionen oft keine Anzeigen erstattet werden. Der Bundesvorsitzende der Polizeigewerkschaft, Wolfgang Speck, läßt durchblicken, daß es in Deutschland ein Defizit in der Vermittlung von menschlichen Werten gibt, Schuldzuweisungen an die Politik: „Wir glauben, daß die Verrohung auch damit einhergeht, daß das Verhältnis zur Unversehrtheit des Menschen, zur Gesundheit, zum Leben ein anderes geworden ist als in der Vergangenheit". Die heftigste Kritik an der Statistik kommt aus den Reihen der Polizei. Der Vorsitzende des Bundes deutscher Kriminalbeamter (BdK), Klaus Jansen, stellt die Erhebung in Frage, seit Jahren werde der Anstieg der Gewaltkriminalität festgestellt und von Politikern bedauert, ohne daß Gegenmaßnahmen ergriffen worden wären. Das liege schlicht daran, daß die Statistik nicht auf wesentliche Zusammenhänge hinweise. Zur Verbesserung der Aussagekraft und besseren analytischen Verarbeitung forderte der BdK, den Migrationshintergrund deutscher Tatverdächtiger festzuhalten. In der jetzigen Form diene die Kriminalstatistik der Polizei lediglich noch als Nachweis ihrer geleisteten Arbeit, statt analytische Grundlage für überfällige Kriminalstrategien zu sein. Innenminister Schäuble reagierte mit der Ankündigung eines gemeinsamen Projekts vom Innenministerium und dem Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen, eine repräsentative Dunkelfelderhebung durchzuführen, erste Ergebnisse erwarte man bis Jahresende.

Alarmiert wegen der hohen Jugendgewalt

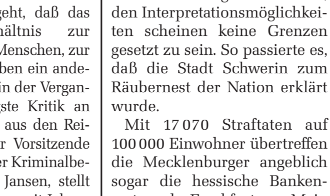
Ob aus einer weiteren Statistik dann für den Bürger verständliche Informationen zu entnehmen sind, bleibt offen. Bis dahin bleibt dem Interessierten nichts weiter übrig, als wie gewohnt zwischen den Zeilen zu lesen.



Immer brutaler: Jugendliche schlagen rücksichtslos zu Foto: Vario

Aufgeklärt: Das wilde Räubernest Schwerin

Der Westpreuße Gottfried Achenwall führte mit dem „Abriss der neuesten Staatswissenschaft der vornehmsten Europäischen Reiche und Republiken" im Jahre 1749 die erste Statistik in Deutschland ein. Doch Statistiken haben es bis in die heutige Zeit in sich, den Interpretationsmöglichkeiten scheinen keine Grenzen gesetzt zu sein. So passierte es, daß die Stadt Schwerin zum Räubernest der Nation erklärt wurde.



Mit 17 070 Straftaten auf 100 000 Einwohner übertreffen die Mecklenburger angeblich sogar die hessische Bankenmetropole Frankfurt am Main in der 191,6 Straftaten weniger zu verzeichnen sind, pro 100 000 Einwohner.

Statistiken gibt es in Deutschland seit 1749

In der Mainmetropole leben 651 899 Menschen.

Das Städtchen Schwerin hat gerade mal 96 656 Einwohner. Da kann man den Taschenrechner zum Glühen bringen, es bleibt dabei, in Schwerin scheinen Ganoven häufiger zu zuschlagen. Allerdings haben die Statistiker der Stadt Schwerin eine Fußnote gewidmet aus der hervorgeht, daß die Zahl der Straftaten auch sogenannte Leistungserschleichungen berücksichtigt. Betrügereien beim Bezug von Leistungen, wie Hartz IV zum Beispiel oder Schwarzfahren. Bemerkt wird auch, das in der Tat nach verstärkten Kontrollen ein Anstieg von 1149 Fällen zu verzeichnen war, na bitte. Den Frankfurtern gesteht man jährlich 2,8 Millionen Messebesucher zu und 52,2 Millionen Flugpassagiere streifen über den Rhein-Main-Flughafen die Bankenmetropole. Außerdem sind regelmäßig 300 000 Berufspendler zwischen ihrem Wohnort und Frankfurt unterwegs. Wie aus der Fußnote der Statistik zu entnehmen ist werden diese Menschenströme bei den Häufigkeitszahlen nicht berücksichtigt. So ist das eben mit der Statistik – und dem Kleingedruckten. Ehrenrettung für die Schweriner, denen die Tageszeitung "Die Welt" bescheinigte, die gefährlichste Stadt Deutschlands zu sein.

Mit Verstand gegen das Verbrechen

Die Kriminalitätsbekämpfung wurde im Laufe der Geschichte immer professioneller und wissenschaftlicher

Von Manuel Ruoff

Die Kriminalistik ist die Lehre von den Mitteln und Methoden der Bekämpfung einzelner Straftaten und des Verbrechertums, der Kriminalität durch vorbeugende (präventive) und strafverfolgende (repressive) Maßnahmen. Sie wird aufgeteilt in Kriminalstrategie (operative Kriminalistik), Kriminaltaktik (taktisch-logische Kriminalistik), Kriminaltechnik (technisch-naturwissenschaftliche Kriminalistik) und Kriminaldienstkunde (formelle Kriminalistik). Manche zählen auch noch die Kriminallogistik, sprich das Planen, Bereithalten und Bereitstellen von Führungs- und Einsatzmitteln, sowie die Kriminalprävention dazu.

Die Geschichte der professionellen, systematischen Bekämpfung der Kriminalität reicht im deutschen Raum bis zur Zeit der fränkischen Könige zurück, die Gaugrafen mit polizeiähnlichen Funktionen einsetzten. Im Mittelalter gingen Richters- und Pfändersknechte als Gehilfen den Richtern und Gerichtsvollziehern zur Hand. Im 16. Jahrhundert griffen die Fürsten durch „Reichspolizeiverordnungen" in die Angelegenheiten ihrer Untertanen ein. Der Begriff „Polizei" hat sich aus dem altgriechischen Wort für Stadt „polis" und dem griechischen Begriff für Staat und Verfassung „politeia" entwickelt. So verstand man denn auch ursprünglich unter „Polizei" die gesamte staatliche, weltliche Verwaltung im Unterschied zur kirchlichen. Erst als im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß des aufkommenden Liberalismus der absolutistische Polizeistaat sich tendenziell zum Nachtwächterstaat entwickelte, der sich und damit auch die Aufgaben seiner Verwaltung auf die Sicherung seiner Bürger konzentrierte, wurden die Aufgaben der Polizei auf die heutigen beschränkt. Die erste Kriminalpolizei entstand in Frankreich. 1810 schuf Eugène Francois Vidocq die Sûretè. Vidocq war Krimineller gewesen und stellte gerne seinesgleichen ein. Der Erfolg gab ihm recht. Insofern braucht uns die Vergangenheit Eduard Zimmermanns nicht zu wundern.

Hatte man sich zur Aufklärung von Verbrechen vor der Aufklärung noch der Folter und Gottesurteilen bedient, so wurden nun zunehmend die Errungenschaften von Forschung, Naturwissenschaft und Technik genutzt. Zur Täter-, Opfer- und sonstigen Personenidentifizierung begann man sich der Biometrie zu bedienen. 1879 entwickelte der Franzose Alphonse Bertillon die Bertillonage. Anhand der elf Körpermaße Körperlänge, Armspannweite, Sitzhöhe, Kopflänge und -breite, Länge des rechten Ohres, Breite des rechten Ohres beziehungsweise des Jochbeins sowie Länge des linken Fußes, Mittelfingers, kleinen Fingers und Unterarmes war ein Mensch nun fast eindeutig zu beschreiben.

Nur noch einen Fingerabdruck brauchte man nach der Entwicklung der Daktyloskopie. Als Erfinder der Identifizierung von Personen durch Fingerabdrücke gelten der englische Naturwissenschaftler Francis Galton und der kroatische Kriminologe Juan Vucetich. Die Sicherung von Fingerabdrücken mit Hilfe der sogenannten Lackfilmmethode geht zurück auf den Geologen Ehrhard Voigt, der sie um 1930 erfand, um Boden- und Sedimentprofile zu konservieren. Mittlerweile braucht man Dank DNA-Analyse nicht einmal mehr einen Fingerabdruck zur Identifizierung. Statt dessen genügen aus Gewebeteilen, Sperma, Hautzellen oder Speichel gewonnene Zellen.

Selbständige in der Rentenfalle

Ein-Mann-Unternehmern droht Altersarmut

Von Mariano Albrecht

Spätestens seit der Einführung der sogenannten Ich-AG ist die Zahl der Existenzgründungen in typischen Arbeitnehmerberufen drastisch in die Höhe geschnellt. Die Finanzämter haben die Regelungen für die sogenannte Scheinselbständigkeit abgeschwächt, und so können selbst in größeren Unternehmen neben sozialversicherungspflichtigen Angestellten immer mehr selbständige Freie Mitarbeiter an den gleichen Arbeitsplätzen beschäftigt sein. Seit die Bundesregierung mit der Arbeitsmarktrefom und der Einführung der Ich-AG im Jahr 2003, die Möglichkeit geschaffen hat, daß sich fast jeder Arbeitnehmer auch ohne Meisterbrief selbständig machen kann, wimmelt es in Deutschland nur so von sogenannten Solo-Selbständigen, die mit oder ohne Ich-AG-Förderung den Schritt in die Selbständigkeit gewagt haben. Ob Maler, Gärtner oder Friseur, sie alle können auf eigene Rechnung und durch den Wegfall der Rentenversicherungspflicht an den Rentenkassen vorbei arbeiten. Während der Förderungsphase der Ich-AG, die mittlerweile nicht mehr propagiert wird, zahlt zwar die Arbeitsagentur die Renten- und Sozialbeiträge, doch wenn diese ausläuft, versäumen es die meisten Kleinunternehmer, sich für das Alter abzusichern. Wer sich aus einer Anstellung heraus selbständig macht, ist vom ersten Tag an auf sich gestellt. Im Jahr 2001 wagten noch 1,8 Millionen Menschen den Schritt zur Existenzgründung, im Jahr 2004 waren es bereits über zwei Millionen. Was Unternehmen durch den Wegfall von sozialversicherungspflichtigen Angestellten und Lohnnebenkosten entlastet und arbeitslosen oder von Kündigung bedrohten Arbeitnehmern eine Existenz ermöglicht, kann den Staat teuer zu stehen kommen. Denn jede gesetzliche Mindestrente für die keine oder zuwenig Beiträge eingezahlt wurden, muß mit Transferleistungen bezuschußt werden. Den Betroffenen droht Altersarmut. Es sind nicht die klassischen freien Berufe wie Anwälte oder Architekten, denen der Sturz in die Rentenfalle droht, es sind ehemalige Arbeitnehmer aus handwerklichen oder Dienstleistungsberufen, die sich mit kleinen Ein-Mann-Betrieben selbständig machen. Für eine Friseuse, die für 3,50 Stundenlohn Euro angestellt war, nun einen Platz in einem großen Friseursalon anmietet oder als mobile Friseuse an der Haustür ihrer Kunden klingelt, kann sich das Arbeiten auf eigene Rechnung lohnen. Festangestellt würde sie monatlich zirka 600 Euro brutto verdienen und müßte zusätzlich Wohngeld oder einen Zuschuß zum Lebensunterhalt beantragen. Schafft sie als Freiberuflerin, im Monat 100 Kunden zum Durchschnittspreis von 15 Euro die Haare zu schneiden, kommt sie am Monatsende auf 1500 Euro brutto. Davon müßte sie mit mindestens 300 Euro für ihre Rente vorsorgen.

Nach Abzug der Kosten für Haftpflichtversicherung, Krankenversicherung, KFZ, Kraftstoff und Materialien wie Haarpflegeprodukten und Handtüchern, bleiben ihr rund 700 Euro. Davon muß sie ihre Miete von 380 Euro und den Lebensunterhalt bestreiten für die Altersvorsorge mit einer privaten Rentenversicherung sind nicht mehr als 50 Euro übrig. Das reicht aber nicht einmal um nach 30 Jahren eine durchschnittliche Rente von 1000 Euro angespart zu haben. Als Faustregel empfehlen Versicherungsexperten, pro 1000 Euro Bruttoeinkommen mindestens 200 Euro Monatlich, bei einer Laufzeit von 30 Jahren, für die Rentenversicherung zu investieren. Bei geringer Laufzeit müssen höhere Beträge eingezahlt werden um bei Eintritt ins Rentenalter in den Genuß einer ausreichenden Rente zu kommen.

Während Arbeitnehmer zusätzlich zur gesetzlichen Rentenversicherung die Möglichkeit haben ihre Versorgungslücke mit der Riester-Rente zu schließen und dafür auch noch einen satten staatlichen Zuschuß für die Altersvorsorge bekommen, müssen Kleinselbständige und Freiberufler selbst vorsorgen. Falle oder Chance, der defizitären Staatsrente mit ihren hohen Beiträgen und miesen Erträgen zu entgehen? Fakt ist, wer privat vorsorgt kann mit besseren Renditen rechnen als es die gesetzliche Rente bietet. Doch viele Einzelunternehmer verzichten auf eine solide Rentenversicherung oder zahlen zu geringe Beiträge ein. Rentenexperten fordern von der Bundesregierung eine Pflichtversicherung für alle. Der Regierungsberater und Wirtschaftsweise Bert Rürup hat ein Rentenmodell entwickelt, das sich an den Bedürfnissen von Selbständigen und Freiberuflern orientiert und das Gegenstück zur Riester-Rente darstellen soll. Die Rürup-Rente wird zwar nicht bezuschußt, bietet aber hohe steuerliche Vorteile, nur eine Versicherungspflicht für Selbständige ergibt sich daraus nicht. Hier ist der Gesetzgeber gefragt.



Der Rentenbescheid als Hiobsbotschaft. Rechtzeitige Vorsorge kann Armut im Alter verhimdern Foto: pa

MELDUNGEN

Papst warnt vor Drogen und Sex

Sao Paulo – Papst Benedikt XVI. hat in Brasilien vor mehr als 30 000 Jugendlichen für traditionelle Familienwerte geworben. In einem Fußballstadion in der Metropole Sao Paulo warnte er seine Anhänger neuerlich vor Sex vor der Ehe und vor Drogen. „Seid Förderer des Lebens, von seinem Anfang bis zu seinem natürlichen Ende“, sagte der Papst von einem handgeschnitzten roten Thron aus. Mit Blick auf die hohe Kriminalitätsrate in lateinamerikanischen Metropolen mahnte der Papst die Jugendlichen, sich nicht von Haß und Gewalt hinreißen zu lassen und den Versuchungen der Korruption zu widerstehen. *idea*

Christen verurteilt

Hanoi – In Vietnam sind zwei christliche Menschenrechtler zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt worden. Das Volksgericht in Hanoi verhängte gegen die Rechtsanwälte Nguyen Van Dai und Le Thi Cong Nhan eine fünfbeziehungsweise vierjährige Haftstrafe. Dai muß anschließend noch vier Jahre in Hausarrest verbringen und Nhan drei Jahre. Beide wurden am 11. Mai wegen „Propaganda gegen die Sozialistische Republik Vietnam“ verurteilt. Sie kündigten an, in Berufung zu gehen. *idea*

Sozialer Frieden bedroht

Berlin – Besorgt über die soziale Entwicklung in Deutschland hat sich der Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof Wolfgang Huber (Berlin, geäußert. Die Schere zwischen Armen und Reichen gehe immer weiter auf. Dies geschehe in einem Tempo, das den sozialen Frieden bedrohe, so Huber. *idea*

Ost-Deutsch (15):

Spitze

Von Wolf Oschlies

Anfang April stellte das serbische Fernsehen einen jungen Landsmann vor, in Berlin geboren und heimisch, zudem in einem deutschen Fußballverein als „poluspic“ aktiv, als „Halbspitze“. Welche Position das ist, weiß ich nicht, aber die „spic“ habe ich gleich als deutsches Lehnwort erkannt, das auch in vielen osteuropäischen Sprachen lebt.

Obwohl es nicht „rein“ deutsch ist: Die althochdeutsche „spizzi“ war mit der lateinischen „spica“ verwandt, der „Ähre“ oder „Spitze“: Ad spicam perducere fruges, heißt es bei Cicero: Die Früchte zur Spitze bringen, also zur vollen Reife. Die antike Vieldeutigkeit des Begriffs hat sich bis in unsere Zeit enorm erweitert: Der „Spitz“ ist ein Hund, die „Spitze“ ein scharfes Ende, ein vorderster Teil, eine Führungsposition, eine boshafte Bemerkung, ein Textilprodukt („Brüsseler Spitzen“), Höchstgeschwindigkeit eines Autos und vieles mehr.

Was im Osten kaum anders ist, wie bei der letzten Fußball-WM zu beobachten: „Svi imaju dva spica“, schrieben kroatische Zeitungen: Alle haben zwei Spitzen, alle Teams nämlich. Generell bezeichnet „spic(a)“ bei Südslaven jene Zeiten, wo sich alles drängt: „spic vreminja na aerodromot“ (makedonisch: Spitzenzeiten auf dem Flugplatz), „vlakove u spici“ (kroatisch: Züge in Spitzenzeiten), „spica turistickog prometa“ (serbisch: touristische Spitzensaison). Zudem ist „spica“ alles Unübertreffliche, etwa für Fußballer, die von „evro spice“ träumen, von „europäischen Spitzen“.

Weiter nördlich ist es ähnlich, auch wenn die tschechische „spicka“ sprachlich eine Verkleinerungsform ist. Inhaltlich nimmt ihr das kein Gewicht: „spicky strany“ (Parteispitzen), „spicka v evropskem meritku“ (Spitze im europäischen Maßstab), „spicky statni byrokracie“ (Spitzen der Staatsbürokratie), Verkehrs-„spicka“ um 15 Uhr, „spickovy videoklip“ (Spitzen-Viedeoclip) etc.

In Süddeutschland bedeutet das Verb „spitzen“ aufpassen, gespannt sein, womit der „Spitzel“ sprachlich verwandt ist. Den gibt es auch bei unseren Nachbarn, so abwertend wie bei uns: „spicl“ bei Tschechen, „spicelj“ bei Serben und Kroaten etc. Dazu kommen unübersetzbare Adjektive, etwa kroatisch „spiclovski vapaj“ (Spitzelgeschrei), und verständliche Substantive wie „spicleraj“ – was man laut lesen soll, um es spitz zu kriegen.

Die allerletzte Instanz

Beschwerden gegen DDR-Enteignungen gehen an den UN-Menschenrechtsausschuß

Von Klaus D. Voss

Jetzt soll die „allerletzte Instanz“ über die Enteignungen der DDR-Neubauern und ihrer Erben entscheiden – der Menschenrechtsausschuß der Vereinten Nationen. In wenigen Wochen will die Kanzlei Dr. Gertner und von Maltzahn aus Bad Ems die Beschwerden beim Uno-Gremium einreichen. Die Anwälte tragen vor, daß die Betroffenen wegen der entschädigungslosen Enteignung in ihren Grundrechten verletzt worden seien.

Der UN-Menschenrechtsausschuß hat gewissermaßen richterliche Gewalt und kann eine Verletzung von Menschenrechten feststellen und ahnden. Das Gremium könnte, sollte es eine Verletzung von Rechten nach dem UN-Menschenrechtspakt feststellen, die Bundesregierung auffordern, das entzogene Eigentum wieder zurückzugeben.

In der Sache geht es bei den Beschwerden um die „Schwarzen“ und „Roten Enteignungen“ ehemaliger DDR-Neubauern. Sie hatten entweder nach dem Ende der DDR unter bundesdeutschem Recht („schwarz“) die Grundstücke entschädigungslos abtreten müssen oder waren zu DDR-Zeiten zum Verzicht auf ihren Landbesitz gezwungen worden („rot“). In aller Regel waren die Agrarflächen in Genossenschaften überführt worden.

Die Anwälte, die im übrigen keine Hoffnung mehr haben, vor deutschen oder europäischen Instanzen recht zu bekommen, rieten auf einer Informationsveranstaltung in Frankenstein (Sachsen) den Betroffenen, sich der Beschwerde vor dem UN-Menschenrechtsausschuß anzuschließen. Der Ausschuß entscheide immer nur über individuelle Fälle, nicht über die Rechtspraxis in dem betroffenen Land selbst. Es könne auch nicht damit gerechnet werden, daß die Bundesrepublik, sollte sie vor dem UN-Ausschuß verlieren, das Zweite Vermögensrechtsänderungsgesetz aufheben werde, hieß es weiter. Die meisten rechtlichen Beschränkungen, die eine Rückgabe des entzogenen Eigentums bis heute verhindern, hatte das sogenannte „Modrow-Gesetz“ bereits aufgehoben. Doch später erlassene bundesdeutsche Rechtsvorschriften setzten das Modrow-Gesetz rückwirkend wieder außer Kraft.

Erfahrungsgemäß werde die Bundesrepublik wohl nur auf positiv entschiedene Einzelfälle reagieren, meinten die Anwälte. Ein anderer Grund, sich den Beschwerden anzuschließen, sei, durch eine große Zahl von Eingaben deutlich zu machen, welche Dimension das Thema der Enteignungen in Deutschland habe und wie „systematisch und in großer Zahl Menschenrechte verletzt worden sind“. Die Anwälte schlossen mit dem Hinweis ab, man könne seriöserweise den Verfahrensausgang nicht vorhersagen – die Angelegenheit sei schließlich „hochpolitisch“.

So hilft der Uno-Ausschuß

In der Vergangenheit hatte der UN-Menschenrechtsausschuß durchaus Enteigneten wieder zu ihrem Recht verholfen – auch wenn diese Fälle nicht direkt mit der deutschen Rechtslage vergleichbar sind. Im heutigen Tschechien hatte Karel Des Fours Walderode, der durch ein Benesch-Dekret entschädigungslos enteignet worden war, seinen Besitz zurückverlangt. Die Rückübertragung seines Landgutes in Groß Rohosetz (Hruby Rohozec) war durch ein nachträglich erlassenes Gesetz vereitelt worden, die „Lex Walderode“. Hier ähneln sich die Vorgänge in Tschechien und Deutschland. Die Prager Regierung hatte 1995 durch diese „Lex Walderode“ die Rückgabe von enteignetem Besitz auf jene Antragssteller begrenzt, die eine tschechoslowakische beziehungsweise. tschechische Staatsbürgerschaft „durchgehend“ nachweisen konnten. Des Fours Walderode war 1948 vor den Kommunisten geflohen und 1949 ausgebürgert worden. Nach seiner Rückkehr hatte er 1992 die tschechische Staatsbürgerschaft erhalten. Der UN-Menschenrechtsausschuß prüfte 2001 die Frage, ob ein Fall von Diskriminierung vorlag. Die Enscheidung war eindeutig: Der Ausschuß forderte Tschechien auf, die Witwe des inzwischen verstorbenen Antragstellers für das Landgut zu entschädigen und die Gesetze zu überprüfen. Soweit die Rechtslage – die Abwicklung durch tschechische Behörden ist bis heute offen.

MELDUNGEN

Irak: Übergriffe auf Christen geduldet

Im Irak ist die Religionsfreiheit stark gefährdet. Bedroht wird sie nicht nur von Terroristen, sondern auch von staatlichen Institutionen. Diesen Vorwurf erhebt die US-Kommission für Internationale Religionsfreiheit. Sie hat den Irak in eine Liste von Staaten aufgenommen, die mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet werden. Die Lage verschlechtere sich vor allem für Christen und Kurden. Es gebe glaubhafte Berichte, wonach Täter bis in die Spitze der irakischen Führung geschützt würden, heißt es im Jahresbericht der Kommission, der Anfang Mai in Washington veröffentlicht wurde.

Die Zahl der Christen im Irak ist durch Flucht vor Krieg, Gewalt und Terrorismus stark geschrumpft. Von den vor Kriegsbeginn 700 000 Christen sind der Gesellschaft für bedrohte Völker zufolge mindestens 500 000 geflohen. 95 Prozent der 24,7 Millionen Einwohner sind Muslime. *idea*

Schleier vorgeschrieben

Im nordnigerianischen Bundesstaat Kano müssen sich jetzt auch christliche Schülerinnen und Lehrerinnen in Privatschulen der islamischen Kleiderordnung unterwerfen und einen Schleier tragen. Nach Informationen der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte hat dies Gouverneur Mallam Ibrahim Shekarau (Kano) angeordnet. Alle Schulen hätten die islamische Kleiderordnung einzuhalten. Shekarau hatte nach seiner Wahl im Jahr 2003 angekündigt, einer strengen Version des islamischen Rechts, der Scharia, zu folgen. Kurz darauf führte er die islamische Kleiderordnung zunächst nur an staatlichen Schulen ein. Er erwartete nicht, daß es eine Privatschule wage, sich nicht an die Anordnung zu halten, drohte der Gouverneur. Er wolle mit der neuen Verordnung die Moral anheben. Kano gehört zu den zwölf Bundesstaaten im Norden Nigerias, die im Juni 2000 die Scharia eingeführt haben. *idea*

Auf Kommando Krawall

Linke Gruppen steuern Ausschreitungen nach der Wahl Sarkozys zum Staatspräsidenten

Von Jean-Paul Picaper

Ich fühle mich verpflichtet, in Bezug auf die Gewalt und Brutalitäten, die im Land aufbrechen werden, auf die Risiken seiner Kandidatur hinzuweisen", hatte Ségolène Royal, die Gegnerin von Nicolas Sarkozy, auf ihrer letzten Großveranstaltung vor der französischen Präsidentenwahl gesagt. Als nach der Wahl des Staatspräsidenten Krawalle in einigen Städten tatsächlich ausbrachen, war die Sozialistische Partei (PS) bemüht zu vermeiden, als Quelle einer selbsterfüllenden Prophezeihung angesehen zu werden. Viele Anhänger von Royal hatten für die Zeit nach der Wahl von Nicolas Sarkozy schwere Unruhen angekündigt oder das Gespenst der flächendeckenden Gewalttätigkeiten vom Herbst 2005 und ihrer kurzen Wiederholung im Herbst 2006 beschworen und wohl gehofft, Sarkozy würde sich angesichts der Barrikaden und der Straßenschlachten keine drei Tage im Amt halten können.

Der scheidende Premierminister Dominique de Villepin hatte doch vor den Unruhen 2005 und 2006 einknicken müssen und wäre beinahe zurückgetreten. Diese dunklen Prophezeihungen gehörten durchaus ins Waffenarsenal der linken Verleumdungskampagne gegen Sarkozy. Aus Angst davor sollten die Franzosen ihn nicht wählen. Sollte er trotzdem die Wahl bestehen, dann würde, so hoffte man, die Linke als Nothelferin auf den Plan treten und zur Rettung des Vaterlandes gerufen werden.

Die Beherrschbarkeit der Unruhen hatte Royal zum Glück überschätzt. Sie waren trotz aller Brutalität eine kurze Episode und erweisen sich jetzt als ein Risiko für die Linke im Vorfeld der Parlamentswahlen am 10. und 17. Juni. Die Strategie gegen Chaoten, die Sarkozys Polizei in den drei Jahren, als der heutige Staatspräsident Innenminister war, eingeübt hat, trug ihre Früchte. Diesmal wie 2005 und wie bei den kurzen aber schweren Krawallen im Pariser Nordbahnhof am 27. März 2007 wurde niemand getötet. Verletzte gab es hauptsächlich in den Reihen der Ordnungskräfte. Am ersten Tag wurden 78 Polizisten und Gendarmen verletzt und 730 Autos gingen in Flammen auf. Darüber hinaus waren die Behörden sichtlich bemüht, den Umfang der Vorfälle herunterzuspielen. Über viele Angriffe der Stadtguerilla wurde einfach nicht berichtet. Zu den verschwiegenen Nachrichten zählte die Abfackeln von mehreren Autos in der Rue Lhomond im 5. Bezirk von Paris unweit der gern von Touristen aufgesuchten Rue Mouffetard am 7. Mai gegen 5 Uhr morgens. Die Flammen schlugen so hoch, daß die Polizei sich überlegte, die Einwohner in der Umgebung zu evakuieren.

Unruhen fanden in Lille, Marseille, Toulouse, wo linke Hooligans die französische Flagge verbrannten, Rennes, Caen, Nantes, Metz und Nancy statt. Anschließend sammelten sich auf dem Bastille-Platz in Paris, dem symbolischen Ausgangspunkt der Revolution, etwa 5000 Demonstranten. Stoßtrupps entzündeten Wagen und bewarfen die Polizei mit Pflastersteinen und sonstigen Wurfgeschossen. Die Straßenschlacht wurde offensichtlich generalstabsmäßig per Handy befehligt.

Indessen kam es zu Krawallen und Brandstiftungen in den meisten Pariser Vororten. Da die Polizei in der ersten Nacht in Paris 592 Gewalttäter in Gewahrsam nahm, kann man davon ausgehen, daß mehrere Tausend Randalierer sich an den Aktionen beteiligten. In den darauffolgenden zwei Nächten ging es mit nachlassender krimineller Energie weiter.

In den Pariser Vororten kam es zu „überdurchschnittlich" vielen Pkw-Brandstiftungen. An mehreren Universitäten und Oberschulen, vor allem in Paris, versuchten Gruppen von Agitatoren in den darauf folgenden Tagen die Eingänge zu blockieren. Sie behaupteten, sie stellten die Wahl von Sarkozy nicht in Frage, aber sie „befürchteten", daß „Reformen des Erziehungswesens im Sommer unauffällig verabschiedet" würden. Die wichtigsten Studentengewerkschaften Unef und UNL machten aber nicht mit. Lernwillige Studenten und Schüler brachen dann die Sperren durch.

Der Soziologe Michel Wieworka diagnostizierte einen großen Unterschied zwischen den Unruhen in dieser Woche und den Ausschreitungen vom Herbst 2005. Es handelte sich nach seiner Analyse damals um „soziale Unruhen". Beobachter sprachen damals sogar von „ethnisch-sozial" motivierten Unruhen, während die Krawalle nach dem 6. Mai, laut Wieworka, „politisch" waren. Die Ausschreitungen nach der Wahl Sarkozys entwickelten sich meist in den Stadtkernen und wurden von linksextremen Aktivisten, Gymnasiasten und Studenten durchgeführt, zu denen sich weniger politisch engagierte Mitläufer und Berufschaoten gesellten. Die aus Nord- und Schwarzafrika stammende Jugend der Vororte nahm dieses Mal nur in geringem Umfang daran teil, 2005 waren sie es, die duch die Straßen zogen.



Linke Regie im Hintergrund? Nach der Wahl Sarkozys zum Präsidenten brannten in Paris nachts die Autos. Foto: pa

Ganz im Gegensatz zu den Erwartungen von Ségolène Royal und anderen Gegnern Sarkozys wie François Bayrou und Jean-Marie Le Pen haben diese Jugendlichen in den Ghettovorstädten an vielen Orten Sarkozy gewählt. Sie empfinden Zukunftsangst und wollen von ihm ebenso viele Vorteile, besonders auf dem Arbeitsmarkt, wie die anderen Franzosen bekommen. Da muß sich der Präsident beeilen, seine Versprechungen zu erfüllen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Royal und ihre angeblich so „menschenfreundliche" Partei für den Ausbruch zumindest eines Teils der Krawalle die Verantwortung tragen. Viele vom Wahlausgang enttäuschte junge linke Wähler nahmen daran teil.

„In der Fünften Republik haben wir noch nie so gewaltsame Äußerungen gehört", hatte Sarkozy vor der Wahl auf die Drohrede von Ségolène Royal geantwortet. So etwas zu sagen „verletze die Demokratie". Dabei wurde die wahre Wesensart der linken Kandidatin sichtbar, die hinter ihrem Lächeln Unwägbarkeiten versteckte, denen entgangen zu sein, ihre Mitbürger sich heute freuen können.

Staatskrise auf die rumänische Art

Der suspendierte Staatspräsident kämpft um sein Amt, und die Ex-Justizministerin denkt ans Auswandern

Von Wolf Oschlies

Die Glaubwürdigkeit des EU-Erweiterungsprozesses steht auf dem Spiel, denn wenn wir Situationen wie die in Rumänien nicht in den Griff kriegen, können wir künftig keine solchen Länder mehr aufnehmen", erklärte Anfang Mai ein hoher EU-Offizieller. Genannt wollte er nicht werden, was auch gut war: Seine wenig differenzierte Verurteilung traf ein Land, das sich ökonomisch verblüffend gut präsentiert. Rumänien hat 2007 ein Wirtschaftswachstum von 6,5 Prozent, eine Inflationsrate von 4,2 Prozent und eine Arbeitslosigkeit von 5,2 Prozent. Mit einen Haushaltsdefizit von 2,8 Prozent des Bruttosozialprodukts steht Rumänien besser als mancher EU-Partner da.

Tief verstrickt in kriminelle Geschäfte mit Immobilien

Rumänien – 238 391 Quadratkilometer, 21,8 Millionen Einwohner – kann ein Gewinn für die euroatlantische Gemeinschaft werden, auch wenn seine Innenpolitik derzeit Kapriolen schlägt, die kaum jemand verstehen mag. Da wurde Ende März Monica Macovei, erst eine honorige Dissidentin und später respektierte Kämpferin für Menschen- und Bürgerrechte, als Justizministerin entlassen. Inzwischen denkt Monica Macovei über eine Emigration nach, besonders wenn sie ihren Nachfolger betrachtet: Neuer Justizminister wurde der 30jährige Tudor Chiuariu, ein unbekannter Advokat aus Iasi und ein Protektionskind des Abgeordneten Relu Fenechiu. Fenechiu ist Regionalchef der Regierungspartei der National-Liberalen (PNL) in Iasi, wo er tief in kriminelle Immobiliengeschäfte verstrickt ist.

Das zu untersuchen ist Aufgabe der „Nationalen Direktion gegen Korruption" (DNA), die bereits mehrere Minister des „Betrüger-Premiers" Calin Popescu-Tariceanu verfolgt und Anfang Mai mit Hilfe der „Direktion zur Verfolgung von organisierter Kriminalität und Terrorismus" den Minister für Information und Technologie, Zsolt Nagy, Funktionär der Ungarnpartei, wegen Verbindungen zum internationalen Verbrechen vor Gericht zerrte. Da weitere Enthüllungen drohten, entließ Justizminister Chiuaru Staatsanwalt Doru Florin Tulus, DNA-Abteilungsleiter und mit der Vorbereitung von Prozessen beauftragt.

Auf den Fall der Fälle nicht vorbereitet

Die DNA fand prominente Verteidiger, allen voran Staatspräsident Trajan Basescu. Besser gesagt: Noch-Staatspräsident, denn Basescu wurde von 322 Abgeordneten des Parlaments und des Senats von seinem Amt suspendiert. Aber er hat sich zum Kampf entschlossen: Am 19. Mai sollen die Rumänen per Referendum über sein Schicksal entscheiden.

Warum die Parlamentarier Basescu jetzt suspendiert haben, vermögen sie selber nicht zu erklären. Nur die national-liberalen PNL-Führer verbargen ihren Haß auf den Präsidenten nicht, den sie einst unterstützt hatten, der aber seit August 2005 einen „razboi" (Krieg) gegen sie als „Werkzeug von Interessengruppen" führt. Im April 2006 „bedauerte" er öffentlich, Tariceanu zum Premier ernannt zu haben, später verhinderte er dessen Versuche, Rumäniens militärische Präsenz im Irak zu beenden, beschuldige ihn der „Einflußnahme" auf die Justiz und andere „Watschen" in Fülle mehr. Die Basescu-Gegner hatten dessen Suspendierung formalrechtlich korrekt inszeniert, machten dann aber laufend Fehler: Vor allem hatten sie keine Vorkehrungen für den Fall bedacht, Basescu könnte das Referendum gewinnen.

Präsident schürt die Ur-Angst vor den Russen

Dieser Ausgang wird immer wahrscheinlicher: In Umfragen sprachen sich 49 Prozent der Rumänen für Basescu und 32 Prozent für die hinter ihm stehenden Demokraten (PD) aus. Diese Stimmung nutzte Basescu geschickt aus: „Ardei pe coruptí" (Langt den Korrupten eine!) – unter diesem Slogan startete er Anfang Mai seine Wahlkampagne. Damit nicht genug, appellierte Basescu an zwei Urängste der Rumänen, vor allem die vor den Russen. Anfang Mai war Aleksandr Kondjakov, ein Moskauer Geschäftsmann und Putin-Berater, in Bukarest, wo er sich auch mit Premier Tariceanu traf. Was da im Detail besprochen wurde, erfuhr niemand, aber Basescu zimmerte eine konspirative Geschichte daraus: Russische und rumänische Oligarchen bereiten einen Staatsstreich vor, um Rumänien wieder gefügig zu machen – dem er, Basescu, doch mit Mühe die energiepolitische Unabhängigkeit von Rußland verschaffte habe. Da er zudem die Wiedervereinigung Rumäniens mit der Republik Moldova betreibe und den USA Raketenbasen im Lande angeboten habe, sei er in größter Gefahr, Rumänien nicht minder. So etwas wirkte natürlich, obwohl es ein Märchen sein dürfte.

Geschichtspolitischer Flächenbrand

Polen plant Gesetz gegen Symbole sowjetischer Fremdherrschaft

Von Martin Schmidt

Die Auseinandersetzungen um das sowjetische Siegesdenkmal im Herzen von Reval (Tallinn) waren nur ein Vorgeplänkel dessen, was über sechs Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges überfällig ist: die sichtbare Distanzierung vom Befreiungsmythos der Roten Armee in ganz Ostmitteleuropa.

Nachdem das kleine Estland seine Entscheidung zur Umsetzung des Bronzesoldaten allen russischen Drohungen und Repressalien zum Trotz durchgezogen hat, folgt nun wenig später Polen. Warschau hatte sich wie beispielsweise auch die finnische Regierung Ende April sofort solidarisch mit der Baltenrepublik erklärt und einen Gesetzentwurf des polnischen Kulturministeriums bekannt gegeben, der es der staatlichen Verwaltung und den Kommunen ermöglichen soll, „Symbole der Fremdherrschaft" zu entfernen. Die Parallelen zu dem im Februar erfolgten estnischen Verbot der Zurschaustellung von Monumenten, die die „sowjetische Besatzung verherrlichen", liegen auf der Hand. Der Sprecher des Kulturministeriums, Jan Kasprzyk, erklärte gegenüber der Zeitung „Gazeta Wyborcza", daß es vor allem um den Abbau von Denkmälern gehe, „welche die Symbolik der Sichel und des Hammers oder den roten Stern darstellen".

Russische Soldatenmonumente und -friedhöfe sollen dagegen ausgeklammert werden. Kulturminister Kazimierz Ujazdowski betonte in einem Fernsehinterview, alle kommunistischen Denkmäler müßten verschwinden, „da sie der polnischen Tradition fremd sind", und fand damit den Beifall eines Großteils seiner Landsleute, allen voran von Organisationen wie dem „Katyn-Komitee", das die fortgesetzte Verwendung beträchtlicher Steuergelder für den Erhalt von Sowjetdenkmälern als Schande bezeichnete.

Zeitgleich verkündete Jaroslaw Kaczynskis Regierungspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS) einen anderen Entwurf, der jetzt mit dem des Kulturministeriums abgestimmt werden muß. Dieses Gesetzesvorhaben zur sogenannten „Ent-Kommunisierung" schließt die Umbenennung von Straßen ein, die noch immer nach sowjetischen oder polnischen sozialistischen Politikern beziehungsweise Militärs benannt sind. Der Beschluß des fertig ausgearbeiteten Entwurfs soll nach Angaben des Kulturministeriums im Mai oder Juni erfolgen.

Kurz nach Bekanntwerden der polnischen Pläne dankte Wladimir Putin auf dem Roten Platz anläßlich der Militärparade zum 9. Mai nochmals emphatisch jenen Sowjetmenschen, „die mit Mut und Geschlossenheit (...) den Faschismus besiegten, unserem Land und dem ganzen Planeten die Zukunft schenkten", und warnte vor einer Umschreibung der „Annalen der 40er Jahre". Doch schon die Esten ließen sich von den jüngsten massiven russischen Gegenmaßnahmen (Boykotten estnischer Häfen und Lebensmittelexporte, Sperrung des wichtigsten Grenzübergangs für den Güterverkehr, Duldung der Belagerung der Botschaft Estlands durch präsidententreue Jugendorganisationen, die durch staatliche Stellen Rußlands vorgenommene Hackerangriffe, auf staatliche Webserver Estlands und so weiter) nicht beirren; und die rebellisch veranlagten Polen werden sich von ihrer rußlandkritischen antikommunistischen Geschichtspolitik erst recht nicht abbringen lassen. Dabei können sie sich der Unterstützung durch die USA, die Nato und mit Einschränkungen auch durch die Europäische Union sicher sein.

Im Kreml bereitet man sich offenbar auf eine weite Teile Mitteleuropas erfassende Kampagne zum Abbau sowjetischer Denkmäler vor. Bis Ende Mai will die Präsidentenverwaltung deshalb einen Gesetzentwurf für eine Stiftung vorlegen, die den Erhalt der den Zweiten Weltkrieg betreffenden Siegesdenkmäler zur Aufgabe hat. In sieben Staaten – darunter neben dem Baltikum auch Polen, Ungarn und Deutschland – sollen zu diesem Zweck insgesamt 14 Niederlassungen entstehen.

Die deutsche Politik muß in der laufenden Auseinandersetzung endlich klar Position beziehen zugunsten der von Berlin bereits mehrfach enttäuschten baltischen Völker und die russische Westpolitik als das bezeichnen, was sie ist: eine anmaßende Fortsetzung großrussischer und sowjetischer Expansionsbestrebungen.

Ebenso kritikwürdig ist Putins Strategie, zur Stärkung des russischen Selbstbewußtseins bestimmte Traditionen der Sowjetära aufzuwerten. Geschichtsrevisionistische Akte wie die alljährliche feierliche Würdigung des Gründungstages der bolschewistischen Tscheka durch den heutigen russischen Geheimdienst sind ein Skandal.

Sollte die Regierung Merkel die russophile Außenpolitik Schröders tendenziell fortsetzen und sich ihrer besonderen kulturpolitischen Verpflichtung im ostmitteleuropäischen Raum entziehen, werden andere das entstehende Vakuum ausfüllen. Polen würde sich dann – mit amerikanischer Unterstützung – noch mehr zum Schutzpatron der kleinen Völker in „Zwischeneuropa" aufschwingen. Der an diesem Wochenende unter deutscher Ratspräsidentschaft stattfindende Rußland-EU-Gipfel wäre vor diesem Hintergrund ein guter Zeitpunkt, um die antiestnischen Maßnahmen des Kreml deutlich zur Sprache zu bringen und künftigen vergleichbaren Attacken vorzubeugen.



Schlechte Zeiten für die Überbleibsel sowjetischer Besatzungszeit in Europa. Die ehemaligen Ostblockstaaten wollen sich von ihren „Altlasten" trennen. Gut haben es dagegen die „Sowjetischen Ehrenmale" in Deutschland – hier das am Berliner Tiergarten –, da sorgt der Staat für deren Erhaltung. Foto: pa

Dick im Geschäft

Rußland wird, internen Hochrechnungen zufolge, im Jahr 2007 einen neuen nationalen Rekord beim Export von Waffensystemen erreichen. Die Waffenverkäufe werden ein Volumen von rund 5,5 Milliarden Euro (entspricht etwa 192 Milliarden Rubel) erreichen.

Laut dem Stockholmer International Peace Research Institute (SIPRI) entfallen 70 Prozent der russischen Waffenlieferungen auf China und Indien (43 Prozent China, 25 Prozent Indien). Daß Rußland keine Skrupel bei derartigen Geschäften hat zeigt das Beispiel Pakistan und Indien. Als beide Länder 2002 an der Schwelle zu einem Atomkrieg standen, lieferte Rußland Indien Kampfjets. Aber vor allem die fortgesetzten Waffenlieferungen an Iran, Syrien und den Sudan gelten im Westen als besonders problematisch. Massiven internationalen Protesten zum Trotz hat Rußland im

Waffenhandel kennt keine Skrupel

Dezember vergangenen Jahres 29 TOR-M1–Luftverteidigungssysteme an den Iran im Wert von 700 Millionen US-Dollar geliefert. Insgesamt vereinbarte Rußland 2006 Waffenlieferungen im Wert von vier Milliarden US-Dollar an den Iran und von zwei Milliarden US-Dollar an Syrien. Geliefert werden hauptsächlich Boden-Luft-Raketen des Typs SA-18. Bei dieser handelt es sich um ein schultergestütztes Kurzstrecken-Boden-Luft-Lenkwaffensystem zur Bekämpfung von Hubschraubern und Kampfflugzeugen in tiefer Flughöhe. Das TOR-M1-System dient zur Verteidigung gegen Angriffe von Kampfflugzeugen, Hubschraubern, Marschflugkörpern sowie UAVs (unbemannte Flugzeuge / Drohnen), vom Tiefflug bis zu einer Höhe von sechs Kilometern. Es kann insbesondere auch kleine Lenkwaffen oder Präzisionsbomben verfolgen und bekämpfen, die von höher fliegenden Flugzeugen abgeworfen wurden. *Florian Möbius*

Regierungskrise bis »Fünf vor Zwölf«

Belgrad riskierte mit der Wahl des Radikalenführers Nikolic eine außenpolitische Katastrophe

Von Wolf Oschlies

Serben sind Leute, die ihre Niederlagen feiern" – dieses alte Diktum schien in der Nacht vom 7. zum 8. Mai eine Realitätsbeschreibung zu sein. In einer 15stündigen Sitzung – „schlimmstes Arsenal von Beleidigungen und primitiven Ausfällen seit Erneuerung des Mehrparteiensystems" (so die Wochenzeitung „Vreme") – wählten 142 Abgeordnete den amtierenden Radikalenführer Tomislav Nikolic zum neuen Parlamentspräsidenten. Mladjan Dinkic, Chef der proeuropäischen Reformpartei G17+ und führender Wirtschaftsexperte Serbiens, hatte vergebens vor der absehbaren „Katastrophe" gewarnt, die mit Nikolics Wahl eintreten werde: Er und seine SRS waren in den 90er Jahren die treuesten Schildknappen des Diktators Milosevic, haben dessen Isolationskurs gegenüber Europa und Kriegskurs im Kosovo mitgestaltet, alle Serben in tiefstes Wirtschaftselend manövriert. Die Radikalen haben sich nicht geändert – wie wolle Serbien jetzt Reformgesetze verabschieden, die Integration in Nato und EU betreiben, eine Kosovo-Lösung finden und den serbischen Lebensstandard anheben, wenn der aktenkundige Mitschuldige an allem Elend Serbiens, der „keine Sekunde Parlamentspräsident sein darf", in dieses Amt gewählt wurde, um es zu mißbrauchen?

Dinkic mühte sich zunächst vergebens: Mit den Stimmen der Radikalen, der Milosevic-Sozialisten und der Regierungskoalition aus Demokratischer Partei Serbiens und der Bewegung „Neues Serbien" (DSS-NS) kam Nikolic auf den Präsidentensessel. Die verheerenden Folgen traten umgehend ein: Die Belgrader Börse erlebte einen „Rekordsturz" der Kurse, der 840 000 Aktionäre um 500 Millionen Euro brachte. Ausländische Investoren, die 2006 noch 4,6 Milliarden Euro angelegt hatten, stornierten neue Investitionen. Die EU setzte die Unterzeichnung eines Abkommens über Visa-Erleichterungen „aus technischen Gründen" ab und ließ Belgrad wissen, diese Wahl werde „Serbiens Weg in die EU nicht erleichtern". Der Europarat war nur mit Mühe bereit, den turnusgemäß anstehenden serbischen Vorsitz im Ministerrat auch wirklich beginnen zu lassen, und der Internationale Währungsfonds (IMF) strich Serbien einen Kredit über 280 Millionen Euro.

Serbien hatte sich kurzzeitig isoliert und ausgegrenzt

Inzwischen darf in Belgrad, Brüssel und anderswo aufgeatmet werden. Am 11. Mai verkündete Regierungssprecher Srdjan Djuric, daß sich DSS-NS, G17+ und Demokratische Partei (DS) nach endloser Nachtsitzung auf eine gemeinsame Regierung geeinigt haben. Darauf reagierte als erste die Belgrader Börse – mit einem Wertanstieg der Aktien um insgesamt eine Milliarde Euro. Am 12. Mai bewiesen die künftigen Regierungsparteien, daß sie es ernst meinen: 128 Abgeordnete von ihnen beantragten, den Radikalen Nikolic wieder abzuwählen, der daraufhin am Abend des 13. Mai zurücktrat. Von Brüssel wurde die „gute Nachricht aus Belgrad" mit der Ankündigung belohnt, die seit über einem Jahr eingefrorenen Verhandlungen über ein Stabilisierungs- und Assoziierungsabkommen (SAA) mit der EU „sofort" wieder aufzunehmen. Ende gut, alles gut – aber warum dreieinhalb Monate Streit und Obstruktion?

Bei den Parlamentswahlen vom 21. Januar wurden die Radikalen mit 28,7 Prozent zwar stärkste Partei, waren aber blockiert durch den Sieg des „demokratischen Blocks", geformt aus DS (22,7 Prozent, 64 Sitze), DSS-NS (16,5 Prozent, 47), G17+ (6,8 Prozent, 19), Liberal-Demokraten (LDP, 5,3 Prozent, 15) und Parteien der ethnischen Minderheiten. Die Regierungsbildung schien leicht zu werden, da es keine Alternativen gab: Eine Koalition mit den Radikalen wollte niemand – keiner dachte an Neuwahlen.

Am 7. Mai war G17+-Chef Dinkic Gast in der TV-Sendung „Kaziprst" (Zeigefinger), und berichtete offenherzig, was in den vergangen Monaten passiert war und warum alle Hoffnungen vom Januar versandet waren. DS, DSS und G17+ waren sich einig, eine „stabile, proeuropäische Reformregierung" zu bilden, aber drei Monate lang führten sie nur „Theater" auf. „Richtige Gespräche begannen erst nach drei Monaten", aber da war es schon fast zu spät, denn spätestens zum 15. Mai mußte eine Regierung stehen oder Neuwahlen müssen ausgeschrieben werden.

Die Sachthemen – Europaintegration, Kooperation mit DenHaag, Reformen und Privatisierung, Auslieferung von General Mladic, Kampf gegen die Korruption etc. – wurden auch in allen Details und höflichstem Umgangston „abgehakt". Dann folgte endloser Postenschacher, den Dinkic in boshafter Ausführlichkeit schilderte.

Am 11. Mai waren die zänkischen Matadoren wieder vernünftige Demokraten: Die neue Regierung wird von Kostunica geleitet, dem Boshidar Djelic von der DS, ein in Frankreich aufgewachsener Finanzexperte von internationalem Ruf, als Vizepremier zur Seite steht.

Der alte und neue Premier Kostunica mutet eher als Verlierer an, ohne den zwar die neue Regierung nicht machbar war, dem man aber jüngste Sünden nicht vergessen hat. Er war in den letzten Monaten in eine überzogene Bedrohungsrhetorik um das Kosovo geflüchtet, was ihn faktisch den Radikalen annäherte. Ohne ordnungsgemäße Regierung, Budget sowie weitere Versäumnisse seit Januar war der Premier in immer schwächerer Position. Das seiner DSS jetzt überlassene „Kosovo-Ministerium" gilt allgemein als überflüssig, da Kosovo-Politik letztlich im UN-Sicherheitsrat gemacht wird. In Belgrad ist das Kosovo kein erstrangiges Thema mehr, dort sollen künftig Wirtschaft, Reformen und europäische Integration ganz obenan stehen.

»Moment mal!«



Ist links gleich dumm?

Von Klaus Rainer Röhl

Ist links gleich dumm? Schon vor einer Woche ist der französische Präsident gewählt worden. Mit 53 Prozent Mehrheit. Dennoch ist das Lamento der gesamten französischen Linken auch eine Woche nach der Wahl immer noch groß. War er nicht der Kandidat, der angekündigt hatte, rücksichtslos den Kampf gegen die vorwiegend marokkanischen Randalierer, Drogendealer und Kleinkriminellen aufzunehmen, sie vielleicht sogar, falls sie illegal im Land sind und noch keinen französischen Paß haben sollten, abzuschieben?

Die Linke reagierte mit Massenprotesten, die jugendlichen Randalierer mit Benzinbomben. So brannten in Paris und anderen französischen Großstädten 1600 Autos aus, meist Kleinwagen aus ihren eigenen Randbezirken, auch mal ein Polizeiwagen. Sarkozy fuhr seelenruhig in Urlaub, was ihm die linke Presse noch mehr übelnahm, die Polizei setzte 200 Randalierer fest. Die französische Linke blieb entsetzt oder tat zumindest so.

Unsere linksliberalen Medien auch. In Deutschland pflegte man dieses etwas schadenfrohe „Siehste-Gefühl". Warum habt ihr auch Sarkozy gewählt, das mußte ja endlose Krawalle mit Benzinbomben geben! Das liegt auf gleicher Ebene wie „Siehste, jetzt gibt es tote Soldaten in Afghanistan, das mußte ja so kommen, warum mußten wir dort die Taliban vertreiben?" Unsere linksliberalen Leitmedien waren sehr unzufrieden mit dem neuen französischen Präsidenten. Daß er von einer Mehrheit demokratisch gewählt ist, daß für dieses Recht der Franzosen, den Präsidenten selber zu wählen, Ströme von Tinte und später auch Blut geflossen sind, kümmert die linken Medien nicht. Sie hätten lieber Ségolène gehabt. Sie verachten die Wähler. Sie haben sich in ihren Augen sozusagen nicht bewährt.

Warum erzähle ich das? Weil mir gerade ein Brief aus meiner heroischen, sozialistischen Jugend eingefallen ist: Er kam von Kurt Hiller, die meisten werden den Namen nicht kennen, aber Kurt Hiller war in der Weimarer Republik einer der wichtigsten Linksintellektuellen, Mitstreiter von Tucholsky und Ossietzky. Das war nun 1956 und es waren gerade Bundestagswahlen. Da schrieb mir unser streitbarer und so unnachahmlich scharf und brillant formulierender Autor und Gründer des „Neusozialistischen Bundes" (fünf Mitglieder), der Gedanke sei ihm unerträglich, daß er nur die gleiche Anzahl Stimmen wie seine Hamburger Reinemachefrau hätte. Das war seine Auffassung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, kein Witz. Unsere linken Leitmedien sind nicht nur unzufrieden mit dem französischen Staatspräsidenten, sondern noch mehr mit unserem eigenen Präsidenten, Horst Köhler. Der hatte in der letzten Woche das „Gnadengesuch" des zu fünfmal lebenslanger Haft verurteilten RAF-Mörders Christian Klar abgelehnt. Er sei dem Druck der „Rechten" erlegen, erklärte die angesehene „Süddeutsche Zeitung" in einem langen Leitartikel und nannte den Bundespräsidenten Horst Köhler einen „Volkskanzler", offenbar die schlimmste Beschimpfung, den unsere linksliberale Leitkultur erfinden konnte: Sie Volkspräsident, Sie!

Der Kommentator der „Süddeutschen Zeitung", Hans Werner Kilz, erklärt bekümmert, daß er und alle, die dem Präsidenten wirklich helfen wollten, jetzt aus Verblüffung schweigen, auch aus Zorn. Der Präsident hätte, weil er den Rat der „Süddeutschen" nicht richtig beachtet, wieder einmal alles verpatzt und nun seien die „Besiegten zu besichtigen" (die „taz" nennt sie am gleichen Tag noch etwas ehrlicher gleich „Kämpfer"), „der Terrorist Christian Klar, der seit 24 Jahren sitzt und offenbar nicht bereut, muß mindestens 20 Monate, die ihm der Präsident gnädig hätte schenken können, absitzen". Moment mal! Das hört sich so an, als wenn Klar wegen Terrorismus einsitzt und nicht wegen erwiesenen neunfachen Mordes und elffachen Mordversuchs.

„Journalismus ist Agitation mit Tatsachen", wer hatte das einmal gefordert? Doch der mediale Vordenker Kilz geht noch weiter in der eigenwilligen Interpretation der Tatsachen: „Wenn Edmund Stoiber behauptet, der Präsident habe so handeln müssen, weil die Mehrheit des Volkes gegen eine Begnadigung sei, dann irrt er. Der Bundespräsident wird nicht vom Volk gewählt, sondern von gewählten Repräsentanten, denen das Volk vorübergehend seine Souveränität geliehen hat."

Doch Kilz hat ein gutes Beispiel bei der Hand, warum das Volk nicht immer entscheiden dürfe, und das ist – da läßt er die Katze aus dem Sack – die Ausländerfrage, die illegalen Zuwanderer und das durch die Hintertür eingeführte Bleiberecht. „Die gewählten Volksvertreter erlauben sich eine liberalere Haltung als das Volk. In diesem Sinne ist die CSU also eine echte Volkspartei, sie spricht mit der Vox populi." Aber Vox populi, da zitiert Kitz ausgerechnet den Dauergegner der „Süddeutschen", Franz Josef Strauß, hieße ja Vox Rindvieh! Halten wir fest, daß die Begriffe Volkspartei und Volkspräsident hier als Schimpfworte in klar herabsetzender Absicht gebraucht werden. Es sieht so aus, als wenn deutsche und französische Intellektuelle etwas gegen ihren Souverän haben: das Volk. Dauernd steht es bei ihnen im Verdacht, irgend etwas falsch gemacht zu haben.

Ganz ähnlich wie bei den Regierenden der alten DDR, die es mit großem Argwohn betrachteten und kritisierten. Bis unserem größten antikommunistischen Dichter Bertolt Brecht die Geduld riß und er schrieb, wenn die Regierung so unzufrieden mit dem Volk sei, warum sie dann nicht einfach das Volk auswechselten und ein anderes wählten!

Direkt neben dem Leitartikel gegen den Volkspräsidenten steht gleich das nächste Thema, eine Karikatur: Eine durch eine Walze mit der Aufschrift „Polizei" plattgemachte Landschaft, abgeschirmt durch eine Art Mauer mit Stacheldraht drauf. Der Zeichner mag dabei wechselweise an ein KZ oder an Stammheim gedacht haben, es läuft bei ihm auf das gleiche hinaus, im Hintergrund sieht man das Tagungshotel von Heiligendamm. Vorne sind ein paar Maulwurfshaufen zu sehen und davor ein kleiner Rollstuhlfahrer, Schäuble, der die Maulwürfe argwöhnisch, übertrieben vorsichtig, soll der Betrachter denken, beobachtet.

Alles verpatzt? Die Linke nimmt Bundespräsident Horst Köhler die Gnaden-Entscheidung gegen Christian Klar übel. Foto: ddp

Moment mal! Übertreiben wir, wenn wir behaupten, daß die „Süddeutsche Zeitung" ein Leitmedium ist? Ich will es mal so sagen: Was am Sonnabend in der „Süddeutschen" steht, wird, zusammen mit der wöchentlichen Enthüllungsstory und der Titelgeschichte des „Spiegel", am nächsten Dienstag in der Provinz veröffentlicht, meist, entsprechend der kleineren Bezüge der Journalisten in Köln und Freiburg, ein bißchen schlechter geschrieben, die Botschaft aber getreulich abgekupfert: Es gibt selten Irritationen, notfalls helfen „Monitor" und „Panorama" noch mit weiteren Enthüllungsstorys den angeschlagenen Themen nach. Es sind fast immer Trends von durchschaubar plumper Art, gestützt auf angeblich neue Berichte von Wissenschaftlern oder Zusatz-Enthüllungen zum jeweiligen Trend mit Vorwürfen gegen die Regierung oder die Wirtschaft. (Beispiel: Vogelgrippe. Schuld: Regierung durch mangelnde Vorsorge oder raffgierige Entenhalter aus Gewinnstreben, grob zusammengefaßt = Kapitalismus ist schuld, Kapitalismus muß putt, Regierung muß weg.

Journalismus ist Agitation mit Tatsachen. Jetzt sagen wir mal, von wem die Lehre stammt: von Lenin. Und das steht dann am Dienstag in der deutschen Presse. Mehr oder weniger flächendeckend. Ausnahmen kommen vor, sind aber selten. Einige wenige größere Blätter wie die „Rheinische Post" oder der „Tagesspiegel" in Berlin halten sich, so gut es geht, heraus.

Am Ende die Überlegung, was eigentlich das Linke an den linken und linksliberalen Leitmedien ist. Bei der gezeigten Massenverachtung, der eher elitären Einstellung, die die Meinungsführer der Gesellschaft schon immer hatten, links reden, aber rechts leben, können sie keine richtigen Sozialisten sein. Das nun doch nicht.

Was war es dann? Sind sie grundsätzlich pessimistisch, schlecht gelaunt, miesepetrig, vermeckert gegen alles übrige, unzufrieden mit ihrer Rolle, wären lieber Chefarzt oder Staranwalt geworden? War es das? Oder war es, da war doch noch was, eine vage, sentimentale Jugenderinnerung an „Panzerkreuzer Potemkin" von Eisenstein, Hemingways „In einem anderen Land", Spanien, Schellackplatten von Ernst Busch – Sowjetkommunismus und das stolze kommunistische, Ernst Thälmann zugeschriebene Wort: Stalin bricht Hitler das Genick!

War es das? Oder ist es bloß Eitelkeit und als deren Folge eine tiefe Verachtung der kleinen Leute, die nie die derben Witze der „taz" („Ensslin, reimt sich geil auf Benzin!") und nie die feinen Anspielungen in der „Süddeutschen" verstehen würden, die man eben abschmecken und sich auf der Zunge zergehen lassen muß, war es nur eine partielle Verdrängung, Vergeßlichkeit, Denkfaulheit, Inkonsequenz und Trägheit? Eine fast alzheimerartige Vergeßlichkeit dreißiger Jahre, den zahlreichen eigenen Festreden vor dem Fall der Mauer und den fatalen Verbrüderungen mit der SED?

Mit anderen Worten, ist links wie die „taz" oder linksliberal wie die „Süddeutsche" gar nicht bösartig oder volksverhetzend, sondern nur ein bißchen dumm?

»Unüberhörbarer spröder Klang«

Vor 125 Jahren geboren: Der Lyriker Walter Heymann galt als hoffnungsvolle Begabung

Von SILKE OSMAN

Wann gehen wir denn endlich vor? Wird's was Großes oder Kleines? Ist's wahr, daß wir jetzt voraus sollen? Wie viele von uns werden Paris sehn? Mein Leben wäre ganz Anfang, wenn's bald enden sollte. Wie es auch komme, mir ist Frieden in der Seele. Leben herrlich, verwundet heimkehren – schwer schön. Sterben – schad' um zehn ungeschriebene Bücher", schrieb Walter Heymann vier Tage vor seinem Tod in einem Feldpostbrief an seine Frau.

Der Dichter aus Königsberg gehört zu den unzähligen Talenten, die Opfer des Ersten Weltkrieges wurden. Er liebte das Land und die Menschen. Das wird auch deutlich in einem anderen Feldpostbrief, den er am 14. Oktober 1914 an seine Frau schrieb: „Ich seh mir die Soldaten an, da um mich herum, wie sie schlafen – manchmal in Stellungen, die denen von Toten gleichen – schreiben, in die Landschaft sehn ... Ich sehe die Köpfe zwischen der Luke und der Landschaft stehn – ich mag ihre Schönheit, der ich sonst nachgespürt hätte, nicht viel verfolgen; denn mit müden Augen seh ich die Erde nun als Kampffeld, und der schönste Waldrand erscheint mir als Deckung für ausschwärmende Schützen. Und ich, der ich steil zulaufender Haß sein will gegen jeden, der sich verleiten läßt, gegen Deutschland zu kämpfen, ich frage mich, ob ich den Mut finden werde, feindliche Menschen zu töten, und wie es nachher sein wird ..."

Aus der geliebten Erde wurde ein Kampffeld

Kaum gab ihm das Schicksal Gelegenheit, seine vorwiegend lyrische Begabung zu entfalten. Zwei Gedichtbände „Der Springbrunnen" (1906) und „Nehrungsbilder" (1909) sowie ein nach seinem Tod erschienener Prosaband „Das Tempelwunder und andere Novellen" (1916) und weitere Bände nachgelassener Dichtungen künden von der hoffnungsvollen Sprachgewalt Walter Heymanns. Bekannt wurde der Königsberger vor allem durch seine lyrischen Schilderungen der Kurischen Nehrung. Josef Nadler, von 1925 bis 1931 Professor für Literaturgeschichte an der Albertina in Königsberg, über Heymanns „Nehrungsbilder": „Sie sind eigenwillig geformt und nur mit Ernst zu erarbeiten."



Ernst Bischoff-Culm: Walter Heymann wandert über die Kurische Nehrung. Foto: Archiv

Heymanns Liebe zu dem eigentümlichen Landstrich, zu der Kurischen Nehrung, wurde auch deutlich, als er eine Ausstellung mit Nehrungsbildern in Königsberg eröffnete und die Hohe Düne bei Nidden pries: „Der Gedanke, auf einem Gipfel zu sein, gibt einem – das ist typisch – wieder und wieder die Einsamkeit als Allgefühl, als schwebe man dahin, habe das Irdische überwunden, das der schauende Blick überlegen und von fern zusammenfaßt. Und je mehr der Blick ins Weite und Hohe steigt, um so einheitlicher scheint das All. Erhabenheit wächst empor, wächst schon weit über den Wanderer hinaus. Noch klingt ihm aus allen Fernen etwas von ewigem Wandel großer Himmelskörper wie Riesenschritt der Jahreszeiten, Tanz der Stunden, Gesang der Sphären entgegen, da beginnt der Schreck des Grenzenlosen ..."

Geboren wurde Walter als Sohn des Kaufmanns Richard Heymann und dessen Ehefrau Johanna am 19. Mai 1882 in Königsberg. Nach dem Besuch des Friedrichskollegs studierte er, der immer nur Dichter hatte werden wollen, an der Königsberger Albertina, in Freiburg, Berlin und München Jura und legte 1903 sein Referendarexamen ab. In Fischhausen und Insterburg fand er weitere Ausbildungsstätten, bis er kurz vor dem Assessorexamen seine juristische Laufbahn aufgab. 1905 dann erfüllte sich sein Traum von der Anerkennung als Dichter: im „Ost- und Westpreußischen Dichterbuch", herausgegeben von Adolf Petrenz, wurden 14 Gedichte Walter Heymanns veröffentlicht. Bald danach las er in der 1905 von seinem Königsberger Landsmann Heinrich Spiero gegründeten Hamburger Kunstgesellschaft zum ersten Mal vor einem größeren Publikum. Spiero erinnerte sich 1929 in seinen Memoiren „Schicksal und Anteil": „Durch sein erstes Buch traten wir in Verbindung. Er las in der Hamburger Kunstgesellschaft einem Publikum, das nicht einmal seinen Namen kannte, vor, gewann durch sein noch knabenhaftes Wesen Freunde, und es war reizend, ihn mit Dehmel zu sehen, die ehrfürchtige Liebe des Jüngeren, die kameradschaftliche Anerkennung des Ergrauenden ..."

Heymann hielt sich zwei Jahre in Italien auf, bevor er 1912 in seiner Vaterstadt Mitarbeiter der „Königsberger Hartungschen Zeitung" wurde und sich im Feuilleton für junge Dichter und expressionistische Maler wie Max Pechstein einsetzte, der oft in Nidden weilte und diesem einmaligen Landstrich mit seinen Bildern ein Denkmal setzte. Heymann selbst war seit 1913 mit der Malerin Maria Perk aus Westpreußen verheiratet.

Als ein Jahr später der Erste Weltkrieg ausbrach, meldete sich Walter Heymann sofort als Freiwilliger. Bereits am 9. Januar 1915 fiel er vor Soisson in Frankreich. Sein Grab ist unbekannt – wie das so vieler Soldaten. Als am 28. Februar 1915 in einer Feierstunde die Freunde Heymanns seiner gedachten, hielt Heinrich Spiero die Trauerrede und Friedrich Kayßler rezitierte seine Verse. Spiero erinnerte sich: „Unter allen Lyrikern seiner Generation war er, nach Richard Dehmels scharfem Urteil, die größte und durch selbstbescheidene Energie hoffnungsreichste Begabung ... Die dilettantische Begabung seines liebenswürdigen Vaters hatte sich in dem Sohne zu großer Kunst gesteigert. Dieser von Anfang an unüberhörbare, spröde Klang verstärkte sich in seiner mehrfugigen Selbstständigkeit alsbald bis zu der viersätzigen Symphonie der ‚Hochdüne', einer Dichtung, die bisher ein Seitenstück noch nicht gefunden hat ... Gewalt, Geheimnis und Melodie der Kurischen Nehrung sind in dieser großartigen Visionenreihe der ‚Hochdüne' so erdnah und herrscherhaft eingefangen, daß Agnes Miegel lange nach Heymanns Tode mit Recht sagen konnte, sie begreife den Mut nicht, mit dem jemand nach diesem Vorgänger die Nehrung zu dichten wagen könne ..."

Um Walter Heymann ist es still geworden – zu Unrecht!

Kunst am Wannsee

Von INGOLF HERRMANN

Das Westufer des Großen Wannsees schmückt der ehemalige Sommersitz von Max Liebermann. Villa und Garten des berühmten Malers stehen, sachkundig restauriert, seit einiger Zeit als Museum der Öffentlichkeit zur Verfügung. Ölbilder, Pastelle und zeitgenössische Fotografien erinnern an Liebermann und seine Familie. Bis zum 2. Juli sind in der von Paul Baumgarten d. Ä. errichteten Villa in der Colomierstraße 3 Werke des ehemaligen Hausherrn zu sehen, welche die Blumenterrasse in den vielfältigsten Variationen zeigen (mittwochs bis montags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 20 Uhr).

In der Nachbarvilla, im ehemaligen Anwesen des AEG-Vorstands Johann Hamspohn (Am Großen Wannsee 40), hat die Dr. Jörg Thiede Stiftung 2006 ein „Haus der Begegnung" eingerichtet. Generationsübergreifend möchte man dort Kunst an Menschen vermitteln, die sonst nicht ins Museum oder in eine Galerie gehen. Integriert in diese Begegnungsstätte am großen Wannsee ist der „Kunstsalon Berliner Secession" mit Werken des Impressionismus – eine ideale Nachbarschaft für den Garten Liebermanns, der mit etwa 200 am Wannsee geschaffenen Bildern eindrucksvolle Zeugnisse der Naturauffassung des Impressionismus hinterließ. Beide Häuser bieten eine Terrasse, die den Blick auf Garten und See bei Kaffee und Kuchen genießen läßt.

Zur Zeit wird in der Villa Thiede eine Ausstellung zum „Frühling der XI" gezeigt, gemeint ist die „Vereinigung der XI", die aus stets elf zum Teil wechselnden Künstlern wie Liebermann, Walter Leistikow und Franz Skarbina bestand und sich gegen die wilhelminische Kunstpolitik wandte. Die Gruppe trennte sich 1898, da Mitglieder in die neu entstandene Secession wechselten. Die Villa Thiede, Am großen Wannsee 40, 14109 Berlin, ist täglich außer montags von 11 bis 18 Uhr geöffnet.

Vom Sofakissen bis zur Siedlung

Vor 100 Jahren wurde der Deutsche Werkbund gegründet, der nachhaltig auch das Leben im Alltag beeinflußte

Von HELGA STEINBERG

Was heute eine Selbstverständlichkeit ist, versetzte vor 100 Jahren die Menschen in Erstaunen, ja rief geradezu Skepsis hervor. Angesehene Künstler, Architekten, Kaufleute, Kunsthandwerker und Schriftsteller waren 1907 in München zusammengekommen und hatten den Deutschen Werkbund gegründet. Kunst, Industrie und Handwerk sollten Hand in Hand arbeiten, um die Gegenstände für das tägliche Leben zu veredeln und so für alle Bereiche der modernen Welt Qualitätsprodukte schaffen. Man wollte gegen Historismus und Kulturverfall protestieren, zugleich auch zur künstlerischen, sittlichen und sozialen Erneuerung aufrufen.

Qualitätsprodukte für alle Bereiche der modernen Welt

„Vom Sofakissen bis zum Städtebau" sollte alles umgekrempelt werden, neue Formen bekommen und so das Leben lebenswerter machen. Die Gründer des Werkbundes sahen das wesentliche Problem in der „Entfremdung des Produktes vom Schaffenden", nicht zuletzt begründet in der industriellen Entwicklung. 1912 schrieb Hermann Hesse über den Werkbund, dort arbeiteten „Künstler mit Handwerkern und Fabrikanten zusammen und zwar gegen den Schund zugunsten der Qualitätsarbeit ... Es handelt sich um den Geschmack als moralische Angelegenheit, aber Moral ist hier gleichbedeutend mit Volkswirtschaft". Aus der Idee des Werkbundes entstand dann auch „Das Neue Bauen" oder „Die Neue Form", vertreten durch die berühmtesten Gestalter und Architekten des frühen 20. Jahrhunderts. Die Werkbundausstellung 1914, auf der auch das legendäre Glashaus von Bruno Taut zu sehen war, oder die Errichtung der Weißenhofsiedlung 1927 in Stuttgart waren Meilensteine in der Geschichte des Werkbundes.



Typisch Werkbund: Elektrische Tee- und Wasserkessel, entworfen 1909 von Peter Behrens und zu sehen in der Münchner Ausstellung „100 Jahre Deutscher Werkbund". Foto: Pinakothek der Moderne / A. Lorenzo

Nachdem 1934 der Werkbund von den Nationalsozialisten aufgelöst worden war, wurde er 1947 neu gegründet. In mehreren Landesverbänden wird heute die Idee der Gründungsväter weiter verfolgt, neue Formen in einer von Industrie und Technik veränderten Welt zu entwickeln.

In einer Ausstellung in der Münchner Pinakothek der Moderne, die das Architekturmuseum der Technischen Universität München in Zusammenarbeit mit der TU Darmstadt und dem Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) erarbeitet hat, wird eines der bedeutendsten Kapitel der deutschen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts analysiert und mit Beispielen von der Stadtplanung bis zum Alltagsgegenstand anschaulich dargestellt.

Ausstellungen und Städtebau waren Meilensteine

Weitere Inofrmationen findet man ab 28. Juni auch im neuen Standort des „werkbundarchivs – museum der Dinge", in Berlin-Kreuzberg, Oranienstraße 25.

Die Ausstellung „100 Jahre Deutscher Werkbund" in der Pinakothek der Moderne, Barer Straße 40, ist täglich außer montags von 10 bis 18, donnerstags bis 20 Uhr geöffnet, Eintritt 9,50 / 6 Euro, bis 26. August. Ab September wird sie auch in der Berliner Akademie der Künste gezeigt.

Mitwirkende



Joseph Vilsmaier – Der Regisseur erhielt für zahlreiche Filme Auszeichnungen. „Herbstmilch“, „Comedian Harmonists“, „Stalingrad“ zählen zu seinen Erfolgen.



Valerie Niehaus – Bekannt aus Fernsehserien wie „Verbotene Liebe“ und „Soko 5113“, wirkt die Schauspielerin nach einer zweijährigen Theaterausbildung in New York in zahlreichen Kino- und Fernsehfilmen mit.



Heiner Lauterbach – Der gebürtige Kölner ist seit 1985 aus Film- und Fernsehen bekannt. Spielte in den Mehrteilern „Die Affäre Semmeling“ und „Dresden“. „Das Superweib“ und „Der Campus“ waren Kinoerfolge.



Dana Vavrova – Schauspielerin und Regisseurin, Ehefrau von J. Vilsmaier. In Prag war sie ein Kinderstar, in Deutschland wurde sie als Janina David im TV-Mehrteiler „Ein Stück Himmel“ bekannt.



Detlev Buck– Schauspieler, Autor und Regisseur. „Männerpension“ mit Heike Makatsch war sein erfolgreichster Film. Neueste Regiearbeit ist die Verfilmung des Kinderbuchs von Cornelia Funke „Hände weg von Mississippi“.



Michael Mendl – Begann als Theaterschauspieler. Sein markantes Gesicht ist aus zahlreichen TV- und Kinofilmen bekannt. Die erste Hauptrolle spielte er in einem „Tatort“. Willy Brandt stellte er ebenso dar wie Gerd Bastian.

»Hafen der Hoffnung«

Dreharbeiten für den ZDF-Zweiteiler über die letzte Fahrt der »Wilhelm Gustloff« haben begonnen

Von M. ROSENTHAL-KAPPI

Das Thema Flucht und Vertreibung scheint plötzlich aktuell wie nie zu sein. Über 60 Jahre nach den schrecklichen Kriegsereignissen ist es in den Fokus des öffentlichen Interesses gerückt. Das deutsche Fernsehen hat die Thematik seit vergangenem Jahr für sich entdeckt und in den Zweiteilern „Dresden“ und „Die Flucht“ in Szene gesetzt. Die Einschaltquoten haben bewiesen, daß ein großer Teil der Zuschauer sich für das interessiert, was damals geschah. Auch wenn die Story, die der Film erzählt, oft oberflächlich wirkt und niemals die grausame Realität wiedergeben kann, ist es doch wichtig und sinnvoll, das Thema Flucht und Vertreibung für die Nachwelt festzuhalten. Der Film ist dabei ein wirksames Medium, das mehr Menschen erreicht als Vorträge oder Publikationen.

Im Auftrag des ZDF produziert die Ufa Filmproduktion GmbH unter der Leitung der ZDF-Redaktion von Klaus Bassiner und Elke Müller mit der Unterstützung durch öffentliche Fördermittel einen TV-Zweiteiler über die Tragödie der „Wilhelm Gustloff“.

Der Film erzählt die Geschichte aus der Perspektive des jungen zivilen Fahrkapitäns Hellmut Kehding (gespielt von Kai Wiesinger, der durch Filmerfolge wie „Stadtgespräch“ und „Comedian Harmonists“ bekannt wurde), der das Schiff mit etwa 1500 Wehrmachtsangehörigen und 9000 Flüchtlingen sicher nach Kiel bringen soll. Die Handlung beginnt drei Tage vor dem Untergang der „Wilhelm Gustloff“. Hellmuts Auftrag, möglichst viele Menschen in Sicherheit zu bringen, stößt jedoch beim militärischen Transportleiter der Fahrt, Korvettenkapitän Petri (Karl Markovics) auf Widerstand; er drängt zum vorzeitigen Auslaufen, weil er seine U-Boot-Männer möglichst schnell zum Fronteinsatz nach Kiel bringen will. Auch der entscheidungsunfähige Alt-Kapitän Johannsen (Michael Mendl) hilft ihm nicht. Er ist zu verzagt und müde, denkt nur an die eigene Rettung. Korvettenkapitän Leonberg (Francis Fulton-Smith) sieht die Not, kann aber zum Zeitpunkt der Ausreise keinen angemessenen Geleitschutz bereitstellen.

Rollen wurden mit Stars besetzt

Hellmut trifft überraschend seinen Bruder, Kapitänleutnant Harald Kehding (Heiner Lauterbach) wieder, mit dem er seit Jahren zerstritten ist. Harald leidet nach der Versenkung seines U-Bootes unter einer schweren Bauchverletzung. In Gotenhafen erfüllt er für Hellmut undurchsichtige Aufgaben in der Sabotageabwehr.

Eine Liebesgeschichte als Nebenhandlung fehlt – wie schon in den bisherigen Flucht-Mehrteilern – auch in diesem Film nicht. Während die Abreise vorbereitet wird, strömen immer mehr Flüchtlinge auf das Schiff. Unter den Zuflucht Suchenden befindet sich auch Hellmuts Verlobte Erika Galetschky (Valerie Niehaus), die als Marinehelferin in der Flüchtlingsaufnahme arbeitet. Mit ihr sind Lilli Simoneit (Dana Vavrova), die schon viele Wochen unterwegs ist, sowie deren 16jähriger Sohn Kalli (Willi Gerk) an Bord gekommen. Im Treck hat Lilli die hochschwangere Marianne (Anja Knauer) aufgenommen, die mutterseelenallein herumirrte. Zusammen mit Tausenden anderen Flüchtlingen hoffen sie, mit der „Gustloff“ in Sicherheit kommen zu können. Während Kapitän Hellmut seine große Liebe Erika mitnehmen will, besteht ihr Cousin Hagen Koch (Detlev Buck), der als Funker auf der „Gustloff“ arbeitet, darauf, daß sie in Gotenhafen bleibt und ihren Dienst ableistet. Wegen fortgesetzter Eigenmächtigkeiten hatte ihre Vorgesetzte, Berta Burkat (Ulrike Kriener), sie schon seit längerem im Visier gehabt.

Beim Auslaufen am Mittag des 30. Januar 1945 erreicht die Schiffsführung ein dubios verschlüsselter Funkspruch, Hellmut läßt die Weiterfahrt stoppen, weil sein Bruder Harald einen Anschlag auf das Schiff befürchtet. Während die Besatzung nach Sprengsätzen und Saboteuren sucht, geht ein zweiter dubioser Funkspruch ein, es kommt zu einem Eklat auf der Kommandobrücke. Korvettenkapitän Petri setzt die Positionslichter, ein Minensuchverband soll sich auf Kollisionskurs befinden. Vergeblich wehrt Hellmut sich gegen die Entscheidung, denn er hegt Zweifel an der Echtheit der Kollisionswarnung. Daraufhin wird Hellmut das Kommando entzogen. Die Positionslichter wurden jedoch längst von einem russischen U-Boot gesehen und wenig später wird die „Gustloff“ mit drei Torpedos beschossen und sinkt innerhalb von 60 Minuten. Das Schicksal nimmt seinen Lauf …

Autor des Drehbuchs ist Dr. Rainer Berg, der seit 1988 als Drehbuchautor, vorwiegend für Fernsehproduktionen, arbeitet. Unter anderem schrieb er die Drehbücher für die Figur des „Kommissar Beck“ nach den Romanen des berühmten schwedischen Krimi-Duos Sjöwall / Wahlöö sowie zahlreiche Folgen für die Serien „Die Rettungsflieger“ und „SOKO Wismar“. Am Drehbuch für das historische Drama „Hafen der Hoffnung – Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff“ arbeitete Rainer Berg insgesamt vier Jahre unter Einbeziehung zahlreicher Archivrecherchen und Zeitzeugenberichten. Die Figuren des Films sind frei erfunden, die Handlung basiert jedoch auf historischen Fakten und Zeitzeugenaussagen.

Seit Mitte März wird nun für 14 Wochen lang an sieben verschiedenen Orten gedreht. Seit dem 5. Februar 2007 wurden die Drehorte optisch aufwendig an die historischen Vorbilder angepaßt. Mittels Kunstschnee und -eis entstand der Eindruck von Kälte und Winter im Januar 1945.

Bis zum 27. März diente die mittelalterliche Stadt Stralsund als Kulisse für das Hauptmotiv Gotenhafen, von wo aus die „Gustloff“ damals in See gestochen war. Moderne Gebäude wurden mittels speziell konstruierter Häuserfassaden verkleidet und verputzt, damit ihr Aussehen der Architektur von Gotenhafen gegen Kriegsende ähnelt. Außerdem mußten moderne Straßenlaternen und Parkuhren abgebaut werden. Bauzäune wurden mit einer speziell angefertigten Holzkulisse umbaut und verputzt, so daß der Eindruck eines historischen Gebäudes entsteht. Die Schiffswand der „Wilhelm Gustloff“ wurde auf einer Länge von 60 Metern und 12 Metern Höhe angefertigt, an der in Stralsund sämtliche Szenen am Pier gedreht wurden.

Gedreht wird an sieben Orten

Für weitere Szenen wurden im Hamburger Hafen Anfang April Schiffe in Szene gesetzt, die optisch an die Zeit um 1945 angepaßt sind. Hier wurde an vier Drehtagen die Ankunft der Überlebenden der „Gustloff“-Katastrophe im Hafen von Swinemünde gedreht.

Der Untergang der „Wilhelm Gustloff“ dagegen wurde auf Malta in Szene gesetzt. In zwei großen, mit Wellenmaschinen ausgestatteten Studiobecken wurden mit den Schauspielern sämtliche Wasserszenen gedreht. Die Bühnenbildner fertigten Schiffskorridore und ein Treppenhaus an, die nach und nach geflutet wurden, um den Schiffsuntergang zu simulieren. An allen Drehorten sind Hunderte Komparsen im Einsatz, für deren Einsatz täglich zehn Kostümbildner und acht Maskenbildner drei Stunden benötigen, um sie in Flüchtlinge, Verwundete, Sanitäter, Marineärzte, Lazaretthelferinnnen, Rotkreuzschwestern, Marinehelferinnen, Feldpolizisten, Matrosen und Wehrmachtsangehörige zu verwandeln.

Die Innenaufnahmen der „Gustloff“ werden zur Zeit in Köln gedreht. In einer riesigen Studiohalle wurden das Brückendeck, die Kommandobrücke, der Funkraum, die Offiziersmesse, das Foyer und das Bordlazarett nachgebaut. Die Innenräume wurden mit viel Aufwand nachgebildet, auch die kleinsten Details sollten möglichst originalgetreu wiedergegeben sein, selbst die Farbe auf dem Schiffsboden wurde künstlich mit Patina versehen, damit alles echt aussieht.

Um zu verhindern, daß dem Filmteam grobe Schnitzer unterlaufen, ist der Sachbuchautor und Überlebende der „Gustloff“-Katastrophe Heinz Schön bei allen Dreharbeiten mit von der Partie, um als Fachberater vor Ort bei sämtlichen auftretenden Fragen zu helfen. Der heute 81jährige war ab 1944 als Zahlmeister-Assistent der Handelsmarine auf der „Wilhelm Gustloff“ tätig. Als Chronist der Katastrophe hat er mehrere Bücher über die Gustloff verfaßt. Seit Jahren arbeitet er als Berater bei deutschen und internationalen Fernsehdokumentationen mit. Daß nach der ersten „Gustloff“-Verfilmung von 1959 das Fernsehen sich des Themas nun wieder annimmt, begrüßt Heinz Schön. „Weil die Erlebnisgeneration ausstirbt, die, die damals acht- oder zehnjährige Kinder waren, sich vielleicht nicht mehr so genau erinnern können, ist es so wichtig, gerade jetzt das Thema Flucht und Vertreibung öffentlich zu behandeln“, äußerte Heinz Schön gegenüber der *PAZ*.

Daß auch die Schauspieler sich ernsthaft mit ihren Rollen und dem Thema auseinandersetzen, beweist das Beispiel von Detlev Buck, der den Funker Hagen Koch auf der „Gustloff“ mimt, einen aus dem Memelland stammenden Ostpreußen. In Vorbereitung auf seine Rolle telefonierte er mit Ruth Geede, um sich mit dem Dialekt vertraut zu machen.

Viele Kostüme, vor allem die historischen Uniformen, mußten extra für die Dreharbeiten angefertigt werden.

Der genaue Sendetermin steht bislang noch nicht fest. Vermutlich wird der Zweiteiler jedoch im Frühjahr 2008 ausgestrahlt. Ob der Film „Hafen der Hoffnung – Die letzt Fahrt der Wilhelm Gustloff“ der Hoffnung vieler Zuschauer gerecht wird, endlich einen Streifen vorgesetzt zu bekommen, der weniger politisch korrekt ausgerichtet ist und sich nicht so sehr um das Gerüst einer Liebesgeschichte rankt wie die Vorgängerproduktionen, bleibt abzuwarten. Der große Aufwand, den die Produzenten an Material und Ausstattung aufbringen sowie die Besetzung mit großen, deutschen Schauspielern lassen darauf schließen, daß der Zuschauer gespannt auf den Sendetermin warten darf.



Stets mit im Einsatz: Fachberater Heinz Schön und Hauptdarsteller Kai Wiesinger Foto: pa

Die Schiffsbiographie der »Wilhelm Gustloff«

Als das nach dem 1936 in Davos ermordeten Landesgruppenleiter der NSDAP-Auslandsorganisation in der Schweiz benannte KdF-Schiff 1937 bei Blohm & Voss vom Stapel lief, war es mit seinen 25484 Bruttoregistertonnen bei einer Länge von 208,5 Metern und einer Breite über Spanten von 23,5 Metern das größte Kreuzfahrtschiff der Welt. Obwohl es nur für 417 Besatzungsmitglieder und 1463 Passagiere ausgelegt war, hatte es bei seiner letzten Fahrt im Rahmen der Evakuierung der ostdeutschen Flüchtlinge über See fast 10600 Menschen an Bord, überwiegend Zivilisten. Am Abend des 30. Januar 1945 wurde die „Gustloff“ kurz nach 21 Uhr von drei Torpedos des von Alexander Iwanowitsch Marinesko kommandierten sowjetischen U-Bootes S-23 getroffen. Das Schiff sank in etwas mehr als einer Stunde. Mit über 9300 Todesopfern ist die „Gustloff“- die größte Katastrophe in der Seefahrtsgeschichte.



„Wilhelm Gustloff“ Foto: Archiv

Drachen über den Gräbern von Kabul

Ein Afghane hat nach 30 Jahren zum ersten Mal wieder seine Heimatstadt besucht / Teil II

3. Tag

Heute sind wir auf den Friedhof gefahren, um das Grab meiner Eltern zu besuchen. Wenn man so lange nicht da gewesen ist wie ich, dann ist das sehr schwierig, schließlich tragen die Grabsteine keine Namen. Die Steine bestehen übrigens aus hellem Schiefer und werden für Frauen parallel aufgestellt, für Männer hintereinander. Der Erdhügel wird nicht mit Gras oder Blumen geschmückt, sondern der Natur überlassen. Alles soll so schlicht wie möglich aussehen. Uns empfängt ein schreckliches Bild. Überall Trümmer, sogar ein großer Container liegt dort und sollte am besten verschrottet werden. Wie kam er überhaupt dorthin?

Allein hätte ich unser Familiengrab nicht gefunden. Der Friedhof ist enorm gewachsen in diesen 30 Jahren. Gräber ohne Ende; und das ist nicht der einzige Friedhof in dieser Riesenstadt. Obwohl wir die Grabstätte damals mit Steinen haben einfassen lassen, sieht es jetzt dort erbärmlich aus. Die Steine sind gestohlen, die Gräber müssen dringend wieder hergerichtet werden. Wir werden wohl die Seiten mit Zement befestigen lassen.

Es ist schwer, in diesem Augenblick einen klaren Gedanken zu fassen, meine Erinnerungen wandern zurück in die Zeit, als wir alle noch zusammen waren ...

Fröhliches Lachen schreckt mich aus meinen Gedanken. Kinder spielen unbeirrt zwischen den Gräbern und lassen ihre Drachen steigen. Die Jungen blicken mich erstaunt an, als ich mit Tränen in den Augen am Grab meiner Eltern und meines älteren Bruders stehe. Sie wohnen in unmittelbarer Nähe zu dem Friedhof und denken sich nichts dabei.

Der Rückweg führt uns zunächst durch Straßen, die ich eigentlich hätte wiedererkennen müssen. Doch auch hier kaum ein Anhaltspunkt. Dort, wo einmal unsere Firma war, ist nur noch ein Trümmerhaufen. Doch da erkenne ich etwas! Endlich. In der Mitte der Straße steht das Denkmal zur Erinnerung an den Sieg der Afghanen über die Briten 1880 bei Maiwand. Es wurde von einem Privatmann teilweise wieder aufgebaut.

Auch die Altstadt ist zu fast 90 Prozent zerstört. Das waren die Mudschaheddin mit ihren Raketen, als sie zunächst die Russen verjagen wollten und dann sich untereinander bekämpften. Und die Taliban haben nichts wieder aufgebaut.

Nun aber soll die Altstadt wieder ihr altes Gesicht erhalten. Man will mit zeitgemäßem Material, also keine Lehmziegel, die Häuser neu bauen, keine Hochhäuser und keine Glaspaläste, wie sie in der Neustadt entstanden sind.

Gerade als wir in der Altstadt sind, entlädt sich ein Unwetter mit starkem Regen und Hagel über unseren Köpfen. In einer halben Stunde ist zwar alles vorbei, doch der Regen hat seine Spuren hinterlassen. Ich bin bis zum Bauch mit Schlamm bedeckt.

Was machen nur die Menschen, die auf dem Weg zur Arbeit von solchen Wassermassen überrascht werden?

Auf dem Rückweg kommen wir an einer großen Wiese vorbei, wo Jungen und Männer ihre Drachen steigen lassen. Erinnerungen an die Jugendzeit werden wach. Was war das doch für ein herrlicher Anblick, wenn am Himmel über Kabul Tausende von bunten Drachen standen. Die meisten über der Altstadt, wo auf den Dächern der beste Ausgangspunkt für diesen Sport war. Mit großem Vergnügen haben wir damals die Drachen steigen lassen und richtige Wettkämpfe veranstaltet. Die Drachen waren kleine Kunstwerke, die wir bei einem Händler gekauft hatten. In jedem Viertel gab es damals solche Spezialisten, die Drachen selber bauten, kleine rautenförmige mit einem schleifchenverzierten Schwanz für Kinder, große quadratische für Erwachsene. Alles in bunten leuchtenden Farben natürlich. Wichtig aber war die Schnur. Sie mußte besonders lang sein und war mit einer Paste aus Glas- und Reismehl präpariert. So wurde sie messerscharf, denn bei einem Wettbewerb galt es, die Schnur des „Gegners“ zu kappen und so den Drachen zum Absturz zu bringen. Wer einen solchen Drachen fand, durfte ihn behalten. Was war das manchmal für ein Getümmel, wenn ein Drachen auf die Straße fiel und eine Horde von Jungen sich darum balgte. Oft genug ging dabei der Drachen zu Bruch und wurde in tausend Stücke zerrissen.



Ein Friedhof in Kabul: Auch hier haben Krieg und Verwüstung ihre Spuren hinterlassen. Foto: privat

Kaum zu glauben, selbst dieses harmlose Vergnügen war unter den Taliban verboten.

Am liebsten würde ich alles fotografieren, doch das ist nicht immer angebracht. Die Menschen blicken mich sowieso oft mißtrauisch an. Und so mache ich ein paar Fotos für Hamburg aus dem Auto heraus.

4. Tag

Heute habe ich endlich auch einmal allein zu Fuß die nähere Umgebung erkundet. Bis zu meiner alten Schule bin ich gekommen, der Amani-Oberrealschule, die 1924 zu Zeiten der Regierung von König Aman Ullah im Rahmen eines Kulturabkommens mit Deutschland eröffnet wurde. Minister aller späteren Regierungen und wichtige Funktionsträger in Wirtschaft und Politik haben hier die Schulbank gedrückt. Von 1966 bis 1971 habe ich diese Schule besucht und Deutsch gelernt, weil mein Vater so die besten Chancen für mich sah, später ein Studium in Deutschland aufzunehmen. Auch heute werden in der Amani-Schule Kinder auf den Ernst des Lebens vorbereitet. Ob sie allerdings wie früher auch in zwölf Fächern unterrichtet werden, davon mehr als die Hälfte in Deutsch, und ob dort noch (oder wieder) deutsche Lehrer unterrichten, konnte ich nicht herausbekommen. Die Türen waren verschlossen. Die Kinder, vor allem die Mädchen, haben in der Taliban-Zeit große Bildungsdefizite erlitten. Die Mädchen durften überhaupt nicht zur Schule gehen, und so wurde meine Nichte von ihrer Mutter ausgebildet, die als Kindergärtnerin auch nicht arbeiten durfte. Jetzt holen die jungen Leute alles nach, doch es gibt nicht genug intakte Schulen und gut ausgebildete Lehrer. Und so muß der Schulunterricht in mehreren Schichten durchgeführt werden, um alle Schüler mit Wissen „zu füttern“.

Ein Militärfahrzeug kommt angefahren, stoppt plötzlich, und heraus springen bewaffnete Isaf-Soldaten. Sofort fällt mein Blick auf ihre Schulterklappen. Ja, es sind Deutsche. Auch ihr Wagen trägt Schwarz-Rot-Gold. Sie positionieren sich vor einem Krankenhaus für Kriegsverletzte, halten eine kurze Zeit Wache und fahren wieder davon. Vermutlich wollen sie nur Präsenz zeigen. Dieses Krankenhaus hat übrigens einen besonderen Ausgang für Tote. Wenn an dieser Seitentür wieder einmal viele Menschen warten, dann ist einer der Patienten gestorben und die Angehörigen wollen ihn abholen, um ihn dann auch so schnell wie möglich zu bestatten. Alltag in Kabul im Jahr 6 nach der Befreiung. *Wird fortgesetzt*

Arm unter Wohlhabenden

Ein Buch erzählt vom Leben obdachloser Menschen in Deutschland

„Ich bin eigentlich kein Mensch, der gern irgendwo draußen im Schlafsack übernachtet“, beginnt Wolfgang K. die Schilderung seiner Lebenssituation. Doch der 51jährige hat keine Wahl, er ist in einen Strudel geraten, der ihm kaum Möglichkeiten zum Ausbrechen gewährt. So wie Wolfgang K. leben heute viele Menschen auf der Straße. Sie haben das Dach überm Kopf verloren, nicht immer durch eigene Schuld. In vielen Berichten des neuen Sammelbands „Arme habt ihr allezeit“ kommen Obdachlose selbst zu Wort und gewähren oft schmerzhafte Einblicke in ihr Leben. Der Titel orientiert sich an einem Zitat aus der Bibel: „Arme habt ihr allezeit bei euch, und wenn ihr nur wollt, könnt ihr ihnen gutes tun.“ (Markus 14, 7) Dieses Buch lädt dazu ein, Frauen und Männer aus der Lebenswelt „ganz unten“ kennenzulernen. Man erfährt, welche Hilfen wohnungslose Menschen benötigen und wie das professionelle Hilfesystem funktioniert.

Die eindrucksvollen und zum Teil sehr persönlichen Erfahrungsberichte, Geschichten und Gedichte zeigen, wie würdevoll und lebensklug, wie erfindungsreich und originell die Betroffenen ihr Leben gestalten. Dazwischen gestreut sind Texte von Schriftstellern, Liedermachern, Berichterstattern. Gelegentlich blitzt Schalk auf, wenn etwa der bekannte deutsch-russische Autor Wladimir Kaminer erzählt, welche Bettlergeschichten die Leute weich werden und zum Portemonnaie greifen lassen.

Eindringlich erzählen auch die Fotos vom Leben ohne festen Wohnsitz. Da sagen die roten, viereckig abgesteppten Quadrate eines abgewetzten Schlafsacks mehr als viele Worte. Die Fotos stammen zum Teil von Künstlern, die selbst in einer Phase ihres Lebens obdachlos gewesen sind. Darüber hinaus machen einfühlsame Beiträge von namhaften Fotografen und Künstlern sowie Prominenten aus Kirche, Kultur und Medienwelt das Buch zu einem lebensnahen Lesebuch, das seine Leser anrühren und berühren wird. Auf höchst unterschiedliche Weise, mal kühl, mal bewegend und verschmitzt, zeigt das Buch den Lesern, was es heißt, in einer reichen Gesellschaft zu den unteren Zehntausend zu gehören. *ec*

***Evangelische Obdachlosenhilfe (Hg.): „Arme habt ihr allezeit – Vom Leben obdachloser Menschen in einem wohlhabenden Land“**, edition chrismon, 2007, 160 Seiten, geb. 16 Euro.*

Nur eine Chance

Mietpfarrer sind keine echte Alternative

„Rent a car“, das kennt man ja seit langem, und ein Auto zu mieten ist nichts Außergewöhnliches. „Rent a priest“ aber versetzt den gläubigen Christen doch ein wenig in Verwirrung. Einen Priester mieten? Ja, geht denn das und wozu? Es gibt doch die Kirche.

In der Tat: In Holland gibt es seit einiger Zeit eine Internetseite, über die man Priester, evangelische wie auch katholische, engagieren kann. Unter rentapriest.nl wird alles angeboten, was der Kunde wünscht. Von der Hochzeitsfeier bis zur Beerdigung (jeweils 400 Euro), auch für Taufen (350 Euro) oder geistliche Gespräche (65 Euro die Stunde) kann man einen Priester anheuern. Von den Gebühren erhält der Pfarrer eine Vergütung, der Rest geht an eine Stiftung, die sich um Obdachlose kümmert. Da ist das seelische Gleichgewicht des erstaunten Christen wieder hergestellt. Dennoch fragt man sich: Muß das sein? Schafft die Kirche es nicht, ihre Schäflein um sich zu scharen? Ist die Scheu vor den Kirchen so groß geworden, daß man eine anonyme Mietversion dem bekannten Geistlichen vorzieht?

Vielleicht aber kann ein Mietpfarrer auch Menschen erreichen, die ansonsten um die Kirche einen großen Bogen machen, ihnen von Jesus Christus erzählen und von der Liebe zu den Menschen. Die lebendige christliche Gemeinschaft, von der Jesus sprach, die Gemeinde aber kann er nicht ersetzen. Eine Chance, aber keine echte Alternative. *SiS*



Nur Lügenbaron

Die Welt der Maniker

Maniker? Was zeichnet eigentlich den Menschentypus der „Maniker“ aus? Ihr zügelloses Wesen? Ihre Fähigkeit, jedes Gefühl und jede Laune grenz- und gewissenlos auszuleben? Sibylle Mulot gibt dem Leser in ihrem Roman „Die Unwiderstehlichen“ einen Eindruck von diesem extrem komplizierten Menschenschlag.

„Manie ist definitionsgemäß die Aufkündigung jedes Kompromisses. Sie hat mit Dammbruch zu tun, mit dem Bruch der Konventionen … Solche Menschen lassen ihre bürgerlichen Hemmungen fallen … und sie bekennen sich nun zu aussichtsloser Liebe, mystischer Religiosität, künstlerischem Trieb, zu Askese, sexueller Ausschweifung, Menschenliebe oder Rechthaberei.‘“

So berichtet Sibylle Mulot unter anderen von dem manischen Professor Dr. Asch, der den berühmten Reiseschriftsteller Gedeon auf dessen eigene Kosten nach Mali, Westafrika, einfliegen läßt, und ihm dort einen hochwertigen internationalen Ethnologenkongreß verspricht, der sich am Ende als Vortrag in einem Hinterzimmer vor einem Studentenplenum entpuppt.

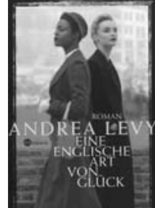
„Ich schlug vor, wir sollten am Mali Media Haus vorbeifahren, damit ich den Ort meines Vortrages schon einmal betrachten könne … Das Stadtzentrum von Bamako fand ich sehr schön. Ich liebe dieses Sightseeing: schaurig beleuchtete Riesendenkmäler, Marktgebäude, Kathedrale, Moschee. Und Kolonialvillen … Wir stiegen aus, lehnten uns gegen das Taxi und weideten uns eine zeitlang an ihrem Anblick, bis Dr. Asch sagte: ‚Ja, leider, haben wir diese Villa seinerzeit nicht bekommen.‘ … Auf meine entgeisterte Frage, wo der Kongreß denn dann stattfinde, drehte er sich zu mir um: ‚Kongreß? Welcher Kongreß?‘ Ich war zutiefst irritiert.“

Bei Herrn K. hingegen bleibt es nicht bei bloßer Irritation. „‚Trotzdem ist die Wut ganz ungeheuer, wenn man plötzlich begreift, daß man es mit einem dieser heiligen Narren zu tun hat, die man nicht zur Verantwortung ziehen kann. Die Wut ist unbeschreiblich! Man muß zusehen, wie ein Erwachsener plötzlich wieder zum ungezogenen Kind wird und damit durchkommt, obwohl wir anderen alle es nicht tun.‘“

Die junge Xenia hingegen, kann sich über diese Lügenbarone oder netter, Opfer ihrer eigenen Phantasien, diese Genies, Exzentriker und Sonderlinge nicht annähernd so aufregen, sondern nimmt sogar, zum Erstaunen des Lesers, nach ihrem erfahrungsreichen Praktikum bei der zuständigen Beratungsstelle eine bezahlte Stelle an … Und läßt sich sogar von ihrem Patienten Paul heillos um den Finger wickeln.

Interessant, lehrreich und informativ berichtet Sibylle Mulot von den Menschen, die hemmungslos all die absonderlichen Ideen, die auch uns „normalen“ Bürgern hier und da mal durch den Kopf schießen, bedenken- und reuelos ausführen. *A. Ney*

***Sibylle Mulot: „Die Unwiderstehlichen“**, Diogenes, Zürich 2007, geb., 149 Seiten, 17,90 Euro, Best.-Nr. 6188*



Schmutzig und voller Haß

Zwei Jamaikaner suchen im London der Nachkriegszeit ihr Glück

Wie ein guter Wein, so ist die Lektüre des neuen Romans von Andrea Levy. „Eine englische Art von Glück“ heißt ihre nun vierte Publikation, die in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts spielt.

Aus Sicht der beiden Jamaikaner Gilbert und Hortense sowie der beiden Engländer Bernard und Queenie werden in verschiedenen Zeitsprüngen die Beziehungen untereinander offenbart.

Hortense ist die uneheliche Tochter eines hochrangigen jamaikanischen Regierungsbeamten und wächst bei dessen Bruder auf. Obwohl eindeutig unterprivilegiert, bildet Hortense sich auf ihre Herkunft und ihre hellbraune Haut, die sich vom Schwarz der restlichen Jamaikaner absetzt, etwas ein. Sie erhält eine Lehrerinnenausbildung, doch aufgrund ihrer unehelichen Abstammung wird sie trotz guter Noten an besseren Schulen nicht eingestellt. Hortense zieht es nach England, zumal der Mann, in den sie jahrelang heimlich verliebt war, während des Zweiten Weltkrieges dorthin versetzt wurde. Ohne große Skrupel spannt Hortense ihrer besten Freundin den Verlobten aus, da er für sie eine Chance darstellt, nach England zu kommen, wo sie ihre Zukunft sieht.

„Gilbert stürzte voran, um eine Decke über das ungemachte Bett zu breiten … ‚Dies ist das Zimmer‘, sagte er. Alles, was ich sehen konnte, waren braune Wände. Einen Stuhl, der sein kürzeres Bein auf der Heiligen Bibel abstützte. Ein Fenster, und an einer Stange an der Wand hingen ein zerrissener Vorhang und Gilberts Anzug, der doppelreihige.“

Aber nicht nur Hortense ist von England und ihrem aus ihrer Sicht primitiven Mann Gilbert schockiert, auch Gilbert kann mit der arroganten, stets lange weiße Handschuhe tragenden Landsmännin nicht viel anfangen. Dabei muß auch er feststellen, daß er mit Ende des Zweiten Weltkrieges von den Engländern nicht mehr wohlwollend, sondern als Störenfried betrachtet wird. Ihm, dem man versprach, nach seinem Dienst in der Royal Air Force ein Studium finanziert zu bekommen, bleiben trotz seiner Bildung nur Hilfstätigkeiten. „Für einen Jamaikaner ist eine Stelle als Fahrer ein großes Glück – wenn auch eine englische Art von Glück.“

Die einzige Engländerin, auf die das ungleiche jamaikanische Paar setzen kann, ist seine emanzipierte Vermieterin Queenie. Doch als ihr Mann Bernard, den sie nur geheiratet hat, um nicht in der Metzgerei ihres Vaters helfen zu müssen, aus dem Krieg heimkehrt, brechen gleich mehrere Konflikte offen aus.

Die Autorin Andrea Levy, selbst jamaikanischer Herkunft, gelingt es einfach fabelhaft, die Verwunderung der beiden Jamaikaner über das für sie teilweise primitiv anmutende englische Alltagsleben und ihre Diskriminierung als Schwarze zu schildern. „Er räusperte sich und spuckte auf den Boden, ehe er den nächsten Zug nahm. Er sah jemanden, den er kannte, lächelte, winkte und rief ‚Alles klar?‘ Im selben Augenblick wäre ich gern wieder in Jamaika gewesen. Ich sehnte mich nach meiner Heimat wie ein Betrunkener nach einem Whiskey.“

Auch der Konflikt zwischen dem das alte Vorkriegsengland zurück ersehnenden Bernard und seiner selbstbewußten Frau ist brillant geschildert. Und obwohl die sprachlichen Eigenheiten der englischen Fassung verlorengegangen sind – Hortense stößt mit ihrem Shakespeare-Schulenglisch in London auf zahlreiche Verständigungsprobleme –, sind es noch die feinen Spitzen in den Beschreibungen der vier tief verletzlichen Ich-Erzähler, die „Eine englische Art von Glück“ zum einmaligen Leseerlebnis machen. *Rebecca Bellano*

***Andrea Levy: „Eine englische Art von Glück“**, Eichborn, Frankfurt / M. 2007, geb., 553 Seiten, 22,90 Euro, Best.-Nr. 6169*



Stets nur Zaungast

Niederschlesier erinnert sich an seine Heimat und die Flucht

Obwohl 1938 in Düsseldorf geboren, wuchs Joachim Pflug in der niederschlesischen Heimat seiner Eltern auf. Doch die Chance, dort Wurzeln zu schlagen, war ihm nicht vergönnt. Auch seine Familie bot ihm nur teilweise Halt. Denn schon in seiner Kleinkindzeit erlebte er den Vater nur auf Heimaturlaub von der Front und war nahezu verärgert, wenn der für ihn fremde Mann auftauchte, um ihn aus dem Zimmer seiner Mutter zu vertreiben, und deren Aufmerksamkeit auf sich zog. Zwar hatte der Junge noch seine Großeltern im Haus, die sich dann seiner annahmen, aber so richtig frei fühlte sich das Kind nur, wenn der fremde Mann fort war. Erst nach dem Krieg begann der Vater in dem Leben eine Rolle zu spielen, aber richtig ans Herz scheint er dem Jungen nie gewachsen zu sein.

Sich selbst und seine Umwelt der Vergangenheit beschreibend und gleichzeitig analysierend, erzählt der Autor Joachim Pflug in „Schlonsak – Die Geschichte eines Peter Schlemihl unserer Zeit“ von seiner Kindheit und vor allem der Flucht – genauer den verschiedenen Etappen der Flucht. Während der Großvater in Breslau zum Endkampf eingezogen wurde, die Großmutter das Haus nicht verlassen wollte, zog der Junge mit seiner Mutter erst Richtung Sudetenland, in der Hoffnung, von dort nach Bayern zu kommen.

Immer wieder schaffen es Mutter und Sohn in letzter Sekunde, den Russen zu entkommen – anders die Großmutter, die später von ihrer Vergewaltigung durch einen jungen Sowjetsoldaten berichtet.

Joachim Pflug nimmt seine Autobiographie und hebt sie auf eine übergeordnete Ebene, der Schlonsak, der Dumme aus Schlesien, der seine Heimat verlor. „Die unfreiwillige Nestflucht macht den Schlonsaken zu einem Ausgestoßenen, zum ewigen Zaungast, zu einem, der überall zu Hause und darum überall fremd ist.“ Der Autor versucht mit diesem „Dreh“, an Chamissos Novelle „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“ anzuknüpfen. Literarisch erwähnenswert ist Pflugs „Schlonsak“ zwar nicht geworden, unterhaltsam liest er sich trotzdem. *Bel*

***Joachim Pflug: „Schlonsak – Die Geschichte eines Peter Schlemihl unserer Zeit“**, Frieling, Berlin 2007, broschiert, 304 Seiten, 14,90 Euro, Best.-Nr. 6172*



Buntes Andalusien

Spanische Märchen zwischen Mauren und Christen

„Spanische Märchen“ heißt die Sonderausgabe von „Der verzauberte Feigenbaum“ des inzwischen leider verstorbenen Frederik Hetmann. Die spanischen Märchen stammen allerdings sämtlich aus Andalusien. Andalucía – schon in diesem Namen schwingt das leuchtende Licht dieser Landschaft mit, durch die wir unsere Märchenhelden begleiten dürfen. Das Spannende an dieser spanischen Region ist seine historisch kulturelle Mischung. In diesem Märchenbuch finden sich Märchen an der Schnittstelle zweier Kulturen, aus der Zeit der Mauren und der frühen christlichen Eroberer. Es geht um eine Zeit der Konkurrenz zwischen einem kulturell, geistig und wissenschaftlich hoch entwickelten Islam mit ausgefeilter Architektur und ebensolchen Sitten und dem kämpferischen, ungezügelt frischen, noch recht unzivilisierten Christentum mit seinen trutzigen Burgen und ritterlichen Tugenden. Die Märchen handeln von der Liebe zwischen den Menschen dieser Kulturen, ebenso vom Eingesperrt-Sein und der Befreiung daraus und anderen Schicksalsschlägen und deren Lösung, wie sie auch immer aussehen mag.

Dem Leser bietet sich so eine bunte andalusische Mischung, inklusive der Beschreibung wichtiger Städte und schöner Bauwerke dieser Region.

So wechseln sich im Genre der Volksmärchen gehaltene Erzählungen mit solchen in blumigerer Sprache und dem Hauch der arabischen Welt ab. An den Anfang sind die einfachen Märchen gestellt, sie erinnern in Stil und Aufmachung an bekannte Geschichten und sind leicht zu lesen. Eine Steigerung, was Sprachstil und auch geschichtliche Hintergründe betrifft, erlebt der Leser in den dann folgenden Erzählungen. Den Abschuß bildet „Die Sage vom Prinzen Achmed al Kamal, dem Liebespilger“, der auch die jüdische Kultur als dritte Religion mit einfließen läßt.

Die Verarbeitung des Themas der Liebe zwischen den verschiedenen Gläubigen fand in der Literatur bei Lion Feuchtwangers „Die Jüdin von Toledo“ eine ähnliche Variante. Hier in diesem Märchen erinnert die Eule an einen jüdischen Gelehrten, der zurückgezogen lebt und sich der Philosophie und den Studien widmet. Sie hat Verwandte im ganzen Land zur Beherbergung und kennt sich in der Kabbala, dem Buch der jüdischen Geheimlehre und Mystik, aus, obwohl der Vogel vorgibt, treuer Moslem zu sein – möglicherweise finden wir hier eine Anspielung auf Konvertiten, die doch ihrem eigentlichen Glauben treu blieben. Der Papagei spielt die Rolle des höfischen Galans, der sich keiner Glaubensrichtung unterwirft und auch die „Liebe“ belacht. Die Moral dieser Geschichte ist, daß die günstigste Entwicklung der Dinge dann gegeben ist, wenn alle drei Kulturen in Frieden und Eintracht zusammenleben, auch wenn verschiedene Reibungspunkte dabei entstehen.

Das Nachwort und das Interview mit der Märchenerzählerin Sigrid Früh bestärken jeden Leser, sich mit Märchen zu beschäftigen und dieses Gut auch weiterzugeben an die nächste Generation.

Über Liebe als höchstes Ziel den heutigen Scheidungsraten zum Trotz zu sprechen, können sich Märchen leisten und dabei sprechen sie nur die Sehnsucht aller deutlich aus. Sie geben damit eine Richtung vor – und dies gibt jungen und anderen Menschen in der heute so Werte verlierenden Welt Halt und Mut, bestimmte Lebensziele gegen den Zeitgeist anzustreben. Belohnt werden im Märchen Mut und Standhaftigkeit, bestraft werden Zaudern und Unstetigkeit. *Claudia Lazar*

***Frederik Hetmann (Hrsg.): „Spanische Märchen“**, Königs Furt Verlag, Krummwisch 2007, 192 Seiten, 4,95 Euro, Best.-Nr. 6171*



Der NS-Geruch

Persönlichkeiten, die einst von Hitler fasziniert waren

Werner Bräuninger ist unter den zahllosen Autoren, die sich auch Jahrzehnte nach dessen Untergang mit dem Nationalsozialismus beschäftigen, einer der originellsten. Jetzt legt er mit seinem Buch „Ich wollte nicht daneben stehen …“ eine Sammlung von Essays vor, die sich mit Lebensentwürfen von bemerkenswerten Persönlichkeiten befassen, die von vielen Aspekten des Nationalsozialismus wie der Person Adolf Hitlers fasziniert waren, auch wohl in großen Zügen den von ihm verkündeten Zielen zustimmten, wie etwa Deutschland aus seiner tiefen Erniedrigung nach dem Ersten Weltkrieg herauszuführen und die deutsche Parteienzwietracht zu überwinden, die sich aber meist der nationalsozialistischen Bewegung nicht anschlossen. Manche wendeten sich nach den ersten Jahren der NS-Machtausübung enttäuscht ab, keiner war an der praktischen Politik beteiligt.

Da stößt man auf Namen wie den des politischen Pädagogen und führenden nationalsozialistischen Philosophen Alfred Baeumler, der sich weigerte, Berlin zu verlassen, und als Volkssturmmann an der Verteidigung teilnahm; auf Arno Breker, der bis 1945 und dann auch wieder nach Jahrzehnten der Diffamierung als einer der großen Bildhauer des 20. Jahrhunderts anerkannt wurde; auf Ernst Bertram, der in den 20er und 30er Jahren als einer der führenden Gelehrten der Zeit galt, befreundet mit Thomas Mann, dem Stefan-George-Kreis angehörend, der seine ganze Hoffnung auf Hitler setzte, aber nie NSDAP-Mitglied wurde; auf die Engländerin Winifred Wagner, Ehefrau des Richard-Wagner-Sohns Siegfried, die auch nach 1945 zu ihrer Freundschaft zu Adolf Hitler stand. Berichtet wird über den erstaunlichen Gelehrten Ernst Kontorowicz, 1895 in Posen geboren, deutscher Jude, Offizier, im Ersten Weltkrieg hoch dekoriert, Freikorpskämpfer, dessen Hauptwerk über den Staufer-Kaiser Friedrich II. auch heute noch von hoher Bedeutung ist.

Auch er gehörte zum Kreis von Stefan George. Sein Ziel war eine deutsch-jüdische Symbiose. Als er als Professor den Amtseid auf Hitler ablegen mußte, verweigerte er ihn und emigrierte, blieb aber stets Deutschland verbunden.

Ernst Jünger ist ein langes Kapitel gewidmet, Wandervogel, Offizier, Pour-le-Merite-Träger, Autor. Seine Bücher fanden in der intellektuellen Welt höchste Beachtung. Den nationalen Aufbruch hatte er zunächst freudig begrüßt, zog sich aber später enttäuscht zurück. „Krieger und Träumer, Autor und Soldat, radikaler Nationalist und Künder einer neuen Zeit, Dandy und Einzelgänger“ apostrophiert ihn Bräuninger.

Leni Riefenstahl ist ein verständnisvolles Kapitel gewidmet, jener genialen deutschen Filmregisseurin, die international mit höchsten Preisen geehrt wurde. Ihr Film über die Olympischen Spiele 1936 wurde als „bester Film der Welt“ 1938 in Paris prämiert. Ihr ging es um nichts anderes, als in ihren Filmen „das Schöne, Starke, Gesunde“ darzustellen, kurz: „Ich suche die Harmonie.“ 1945 wurde auch sie verfemt und boykottiert, bis ihr vor einigen Jahrzehnten eine Renaissance zuerst im Ausland, dann auch in Deutschland Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Bereichert werden die Essays durch ein Personenverzeichnis, in dem man intellektuell wichtige Persönlichkeiten aus dem Deutschland des 20. Jahrhunderts findet, deren Leben und Bedeutung kurz skizziert wird.

Bräuninger will in seinem Buch Männer und Frauen vorstellen, „deren Namen schon fast ausgelöscht schienen“. Seine Darstellungen helfen, jene Zeit zu verstehen, die uns offenbar nicht losläßt. *H.-J. von Leesen*

***Werner Bräuninger, „Ich wollte nicht daneben stehen …“**, Ares Verlag, Graz 2006, 352 Seiten, 40 Fotos, Hardcover, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6170*

Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert. Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960 € 49,95





Zeigen Sie Flagge!

Ob für Mütze, Revers oder als Sammlerstück: Flaggen-Anstecker mit emaillierter Oberfläche und Steckverschluss. Maße: ca. 17 x 12 mm



Ostpreußen-Anstecker Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Provinzwappen, Best.-Nr.: 5889

Preußen-Anstecker Motiv. Preußenadler, Best.-Nr.: 6057

Elchschaufel-Anstecker Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Elchschaufel, Best.-Nr.: 6055



Königsberg-Anstecker Motiv: Königsberg-Flagge, Best.-Nr.: 6056

je Anstecker nur € 2,95



Wilhelm Dietl
Deckname Dali
Ein BND-Agent packt aus
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6160, € 19,90

Rosa Labenski
Ich will doch nurzu meinen Kindern
Gefangen in Ostpreußen 1945 bis 1948



Neu

Januar 1945. Auf der Flucht vor der heranrückenden russischen Front zieht Rosa Labenski mit ihren vier jüngsten Kindern durch Ostpreußen. So beginnt der Leidensweg der 54-Jährigen. Ort für Ort werden die Zivilisten weitergetrieben. Die Angst vor Übergriffen durch russische Soldaten ist immer mit dabei. Ein kurzes Aufatmen und Hoffnung gibt es noch, als die Familie nach einigen Irrwegen wieder im eigenen Haus ankommt. Dann wird Rosa Labenski gefangen genommen und von ihren vier Kindern getrennt. Die Zeit ihrer Internierung wird von der Sehnsucht nach Ihren Kindern beherrscht. Dieses Sehnen gibt ihr die Kraft, Schikanen, Hunger und die Strapazen von Gefangenschaft und Arbeitslagern zu ertragen. Ein Wiedersehen mit ihren Kindern aber gibt es erst nach drei Jahren im hessischen Marburg. Die Schilderungen lassen die Ereignisse der letzten Kriegsmonate in Ostpreußen und die Zeit der russischen Besatzung lebendig werden. Hier liegt ein erschütterndes Zeitdokument vor. Rosa Labenski schildert auch das Schicksal derer, die diesen Weg mit ihr geteilt haben. Manche haben in der Haft ihr Leben verloren. Ein authentischer Bericht, der unbedingt lesenswert ist.

Geb., 224 Seiten
Best.-Nr.: 6177, € 14,95

Neu

Ulrich Wickert
Gauner muss man Gauner nennen
Von der Sehnsucht nach verlässlichen Werten
Geb, 285 Seiten
Best.-Nr.: 6134, € 19,90

Hans-Ulrich Grimm
Katzen würden Mäuse kaufen
Schwarzbuch Tierfutter
Kart., 207 Seiten
Best.-Nr.: 6159, € 17,90



Neu

Friedrich Georg
Verrat in der Normandie
Eisenhowers deutsche Helfer
Geb., 384 Seiten, 200 Abbildungen
Best.-Nr.: 6174, € 19,80

Buch der Woche

Helma Herrmann-Schicht
Eine Mutter und sieben Kinder
Schicksalstage in Ostpreußen 1945-1948

Ostpreußen 1945. Mit ihrer Mutter und sechs Geschwistern, erlebt Helma Schicht, gerade 10 Jahre alt, den Einmarsch der Russischen Armee in Ostpreußen und die Besatzungszeit bis 1948. Der tägliche Kampf ums Überleben beginnt. Immer in der Angst vor russischen Übergriffen, besteht der Alltag im Beschaffen des Nötigsten. Durch den Einfallsreichtum der Mutter findet sich aber immer ein Weg etwas zu essen, eine Unterkunft und ein paar Kleidungsstücke zu organisieren. Das Glück des Tages besteht darin, ein sättigungsähnliches Gefühl zu haben. Danach müssen sie ihre Heimat verlassen. Helma Schlicht wurde 1935 in Redden bei Domnau geboren. Mit 14 Jahren erkrankte sie – mittlerweile im Westen angekommen – an Knochentuberkulose. Drei Jahre muß sie in einem Sanatorium im Gipsbett liegen. In dieser Zeit schrieb sie sich ihre Erlebnisse von der Seele. An ihrem Schreibstil wurde nichts geändert. Ihr Erleben aus der Sicht eines Kindes, ist ein wertvolles Zeitdokument, das uns diese entbehrungsreiche Zeit anschaulich vor Augen führt. In ihr Haus an der polnisch-russischen Grenze kehrte die Familie nie zurück.

174 Seiten, 5 S/W Abbildungen
Best.-Nr.: 6176, € 14,95

Werner Maser
Fälschung, Dichtung und Wahrheit über Hitler und Stalin



Werner Maser, der seit Jahrzehnten zu den profundesten Hitler-Forschern gehört, ist Garant für die Veröffentlichung und Analyse bislang unberücksichtigter, brisanter historischer Dokumenten. In diesem Buch untersucht Maser die Zeitgeschichtsschreibung über Hitler, Stalin ihre Regime und Hinterlassenschaften und stößt dabei auf Fälschungen und Irrtümer von namhaften deutschen und ausländischen Hitler- Biografen, Chronisten und Historikern. Zahlreiche Beispiele dokumentieren, wie nachweisbare historische Fakten verändert und in ein vorgegebenes Raster eingepasst wurden. Legenden, Mutmaßungen und Behauptungen, in denen historische Ereignisse teilweise sinnverkehrt verzerrt wurden, werden aufgeführt und den tatsächlichen historischen Sachverhalten gegenüber gestellt. Die Aufdeckung der „angepassten Fakten" ist ebenso verblüffend, wie der sich daraus ergebene Erkenntnisgewinn.

Sonderpreis

Geb., 477 Seiten mit Abbildungen, Best.-Nr.: 3788 statt € 34,00 nur noch € 14,95





Rafat Betkowski
Allenstein wie man es nicht kennt
386 Ansichtskarten lassen das alte Allenstein wiedererstehen.
Bild-Textband, Geb., 215 Seiten
Best.-Nr.: 6107, € 24,95



A.C. Grayling
Die toten Städte
Die Wahrheit über den alliierten Bombenterror
Geb., 416 Seiten, 16 Seiten s/w-Bildteil
Best.-Nr.: 6084, € 22,95

Fuller, J. F. C.
Die Entscheidungsschlachten der westlichen Welt

Einer der bedeutendsten Militärhistoriker des 20. Jahrhundert, der britische Generalstabsoffizier John F. C. Fuller, zeichnet in seinem epochalen Hauptwerk die entscheidenden Schlachten der westlichen Welt von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg. Er stellt die militärischen Begegnungen in den größeren Zusammenhang ihrer jeweiligen Epoche, schildert ihre historischen Hintergründe sowie ihre Auswirkungen auf den Fortgang der Geschichte. Ausführlich erläutert er zudem Neuerungen in der zeitgenössischen Bewaffnung, Ausrüstung und Taktik, so daß sein Werk zugleich einen profunden Überblick über drei Jahrtausende Waffentechnik darstellt. Der internationale Bestseller liegt hier, mit zahlreichen Abbildungen versehen, leicht gekürzt erstmalig in deutscher Sprache vor.

Das Standardwerk

Geb., 560 Seiten, Atlasformat 25 x 34 cm, 600 zum Teil vierfarbige Abbildungen, umfangreiches Personenverzeichnis
Best.-Nr.: 6184, € 68,00



CD

Bekannte Soldatenlieder
15 Titel, Inhalt: Wenn wir marschieren, Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, Ein Heller und ein Batzen, Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, Ich schieß den Hirsch, Oh du schöner Westerwald, Lore, Lore, u.a.
Gesamtspielzeit: 37 Min
Best.-Nr.: 5753, € 9,95



CD

Bekannte Soldatenlieder
– Folge 2 –
12 Titel, Inhalt: Kehr' ich einst zur Heimat wieder, Wir lagen vor Madagaskar, Ich hatt' einen Kameraden, Der mächtigste König im Luftrevier, u.a.
Gesamtspielzeit: 35 Min
Best.-Nr.: 5754, € 9,95



CD

Bekannte Soldatenlieder
– Folge 3 –
20 Soldatenlieder: Ruck-Zuck!, Die ganze Kompanie, Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie, Der Gott, der Eisen wachsen liess, Ich hab mich ergeben, u.a.
Laufzeit: 49 Min
Best.-Nr.: 6078, € 9,95



CD

Lieder unserer Fallschirmjäger
16 Lieder der deutschen Fallschirmtruppe, gesungen von den „8 Junkers".
Rot scheint die Sonne, Auf Kreta im Sturm und im Regen, Wir sind die Männer vom Schirmer u.a.
Best.-Nr.: 5630, € 15,50



CD

Beliebte Traditions- und Parademärsche
Fridericus-Rex-Grenadiermarsch, Großer Zapfenstreich und Nationalhymne, 15 Märsche gespielt vom Heeresmusikkorps der Bundeswehr
Best.-Nr.: 5609, € 12,90



CD

Lieder, die wir einst sangen
16 Lieder der deutschen Landser: Ein Heller und ein Batzen, Wildgänse rauschen durch die Nacht, Infanterie, du bist die Krone aller Waffen, Argonnerwald um Mitternacht, u.a.
Best.-Nr.: 5629, € 15,50

Buchempfehlung!



Neu

Richard Dethlessen
Das schöne Ostpreußen
Reprint der Originalausgabe von 1916

Ostpreußen wie es einmal war - Autor Richard Dethlessen nimmt Sie mit zu einer zauberhaften Reise in die Vergangenheit. Anhand eindrucksvoller Städte und Landschaftsbilder führt er durch die Geschichte des kulturreichen Landes und stellt Land und Leute vor.







Viele historische Fotos und zwei prachtvolle, historische Stadtpläne von Königsberg und Braunsberg, erwarten Sie. Besuchen auch Sie das wunderschöne und unvergessene Land an der Ostsee.

Geb., 160 Seiten, Format 14 x 21 cm, 154 s/w Abbildungen, 2 herausnehmbare Stadtpläne
Best.-Nr.: 6153, € 19,95

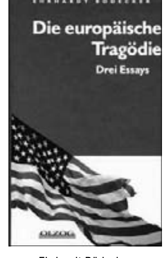


nur € 19,95



Neuauflage

Erna Ewert, Marga Pollmann, Hannelore Müller
Frauen in Königsberg 1945 – 1948
Berichte über die Zeit von 1945 bis 1948, Kart., 188 Seiten
Best.-Nr.: 2812, € 10,80



Ehrhardt Bödecker
Die europäische Tragödie
Drei Essays
Geb., 220 Seiten
Best.-Nr.: 6175, € 22,00



Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst 20/07
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4,00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Der das Dunkel sichtbar machte

Berührungslose Temperaturmessung und Fernerkundung wurden durch Wilhelm Wien erst möglich

Von WOLFGANG THÜNE

Er ist einer der berühmtesten Söhne Ostpreußens und dennoch weitestgehend unbekannt. Er ist der zwölfte Nobelpreisträger der Physik und wird selbst unter Physikern nur wenig genannt. Er ist ein Produkt des klassischen preußischen Humboldt'schen Bildungsideals, eines Bildungssystems, das vorbildlich in der Welt war. Doch wer war Wilhelm Wien?

Wer ist diese fast vergessene Geistesgröße, die der Welt ein Gesetz schenkte, das Unsichtbares sichtbar machte? Wilhelm Carl Werner Otto Fritz Franz Wien wurde am 13. Januar 1864 in dem Örtchen Gaffken bei Fischhausen in Ostpreußen geboren. Sein Vater war der Rittergutsbesitzer Carl Wien. 1866 zog die Familie nach Drachstein im Kreis Rastenburg. Nach dem Abitur in Königsberg 1882 studierte Wilhelm Wien Physik an den Universitäten Göttingen und Berlin. Im Jahre 1886 erlangte er seinen Doktortitel und arbeitete danach als Assistent des berühmten Physikers Hermann von Helmholtz an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. 1892 habilitierte er sich und entwickelte in den Jahren 1893/94 zuerst das „Wiensche Verschiebungsgesetz“ und dann 1896 das „Wiensche Strahlungsgesetz“. 1911 erhielt Wilhelm Wien den zwölften Nobelpreis für Physik als Anerkennung für seine großartigen Arbeiten zur Wärmestrahlung.

Was ist das Außergewöhnliche an der Leistung von Wilhelm Wien? Die allen Menschen wohl vertraute Wärmestrahlung ist ein volkstümlicher Begriff für die Infrarotstrahlung. Diese ist für unser menschliches Auge unsichtbar. Sie wird von jedem Körper ausgesandt, in Abhängigkeit von seiner Temperatur. Diese Strahlung wird daher auch „Temperaturstrahlung“ genannt und verhält sich wiederum physikalisch wie jede elektromagnetische Strahlung.

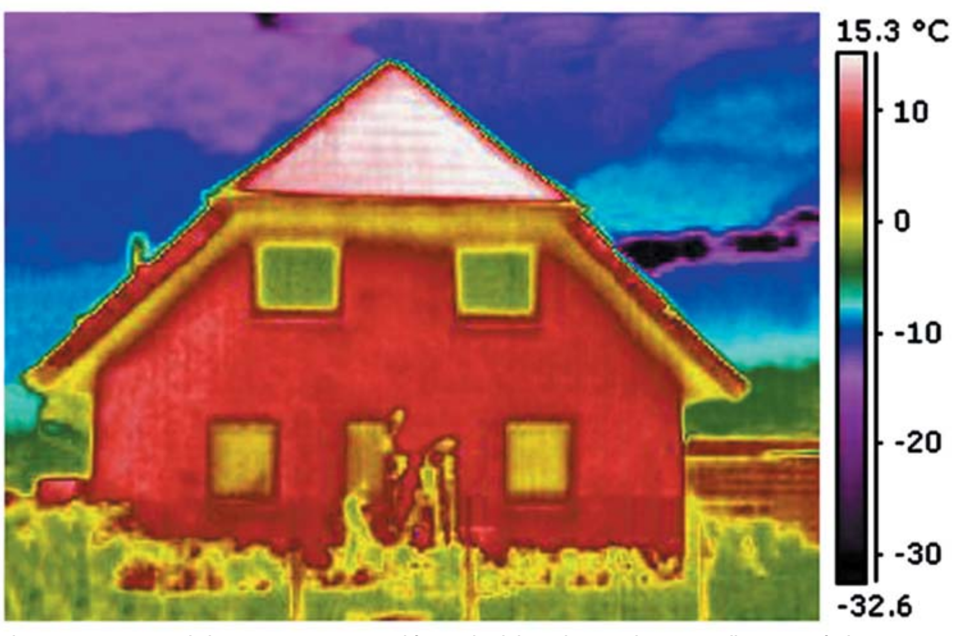
Der Übergang von der sichtbaren zur unsichtbaren Sonnenstrahlung, die beim Sonnenbad als wohltuende Wärme empfunden wird, liegt bei 0,78 Mikrometer (μm) Wellenlänge. Die unsichtbare Wärmestrahlung wurde von Friedrich Wilhelm Herrschel im Jahre 1800 entdeckt. Er ließ das weiße Sonnenlicht durch ein Prisma fallen und spaltete es in seine Regenbogenfarben auf. Dann legte er in jeden Lichtkegel einer Spektralfarbe ein Thermometer. Hinter das Feld mit dem roten Licht legte er ein weiteres Thermometer und stellte fest, daß an dieser Stelle eine höhere Temperatur angezeigt wurde als in den Lichtkegeln des Spektrallichtes: Die für unser Auge unsichtbare, zunächst „Ultrarot“, später „Infrarot“ genannte Strahlung war entdeckt.

Während das sichtbare Licht die Erde und alle Gegenstände auf ihr unendlich bunt erscheinen läßt, wird die Erde hauptsächlich durch die Strahlung im nicht sichtbaren infraroten Bereich erwärmt. Die Sonne liefert Strahlungsenergie, die nach dem langen Weg durch Weltall und Erdatmosphäre schließlich von der Erdoberfläche absorbiert wird. Die Erde ist also Empfänger solarer Strahlungswärme, zugleich strahlt sie empfangene Energie wieder ab – als terrestrische Wärmestrahlung. Beide Strahlungen haben verschiedene Temperaturen und damit auch unterschiedliche Wellenlängen.

Doch wie hängen Temperatur und Wellenlänge zusammen? Dies in eine Formel gekleidet zu haben, ist das große Verdienst von Wilhelm Wien. Das „Wiensche Verschiebungsgesetz“ beschreibt die Veränderung der Wellenlänge entsprechend zur Temperaturänderung. Wird ein Körper erwärmt, steigt seine Temperatur, so verschiebt sich die Wellenlänge in den kürzeren Frequenzbereich, sinkt sie, so wandert die Wellenlänge in den längeren Frequenzbereich. Erhitzt man ein Hufeisen, so wird ab einer bestimmten Temperatur die zunächst unsichtbare abhängende Wärmestrahlung. Diese durchdringt jedes perfekte Tarnnetz.

Dank Wilhelm Wien war lange nach seinem frühen Tod im Jahre 1928 die berührungslose Temperaturmessung möglich geworden, war die Fernerkundung geboren. Von Hubschraubern, Flugzeugen und Satelliten war es möglich, jeden Gegenstand über seine Infrarotstrahlung zu orten. Seit 1977 sind alle europäischen Wettersabert Einstein aus Photonen besteht. Wenn die Polizei in finsterster Nacht per Hubschrauber mit Hilfe von Wärmebildkameras auf Verbrecherjagd geht, Tornados nächtliche Aufklärung betreiben oder Spionagesatelliten jede Bewegung und Tätigkeit auf der Erdoberfläche überwachen, dann geschieht dieses per Umsetzung einer Strahlungsinformation in eine Temperatur, wobei die Eichung der Wärmebilder nach dem Wiensik. Über die Spektrallinien konnte man nun die stoffliche Zusammensetzung von Sternatmosphären bestimmen.

Der Königsberger Kirchhoff konstruierte auch den „Schwarzen Körper“ als Eichkörper für das „Wiensche Verschiebungsgesetz“, wonach Wellenlänge und Temperatur in direkte Beziehung gesetzt werden können. Von Kirchhoff stammt auch das „Kirchhoffsche Strahlungsgesetz“. Es besagt, daß



Thermogramm eines Wohnhauses: Die Kontraste sind fast so deutlich wie bei einer konventionellen Tagesaufnahme. Foto: dpa

Wärmestrahlung sichtbar, zuerst als Grauglut, dann als Rot-, Gelb- und schließlich Weißglut: Je heißer, desto heller, desto kürzer die Frequenz der Strahlung.

Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis aus Wiens Grundlagenforschung moderne Hochtechnologie wurde: Spezielle Filme in sogenannten Infrarot- oder Wärmebildkameras zeichnen die Frequenzunterschiede der unsichtbaren Wärmestrahlung auf – je wärmer, desto kürzer die Frequenz. Infrarotkameras sind ein technisches Meisterwerk und wurden nach der Kuba-Krise Mitte der 60er Jahre entwickelt. Erst sie ermöglichten die militärisch wichtige und inzwischen unverzichtbare nächtliche Luftaufklärung. Nun war es möglich, die Nacht zum Tage zu machen, denn jeder Körper verrät sich durch die ihm eigene und nur von seiner Temperatur telliten mit Infrarotkameras ausgerüstet, kann der Tagesgang der Erdoberflächentemperaturen fotografiert und nachvollzogen werden. Dies ist aber nur deswegen möglich, weil in dem Wellenlängenbereich zwischen etwa acht und 13 Mikrometer die Atmosphäre durchsichtig oder transparent ist, ein stets offenes „atmosphärisches Strahlungsfenster“ besitzt.

Wilhelm Wien reiht sich ein in die Reihe der großen Experimentalphysiker des 18. und 19. Jahrhunderts. Das Licht war ja seit Sir Isaac Newton zum Gegenstand der physikalischen Forschung geworden. Jahrhunderte ist gestritten worden, ob das Licht Welle oder Korpuskel ist, bis die Physik sich zu der Erkenntnis durchrang, daß Licht sowohl Welle als auch Korpuskel ist und gemäß Max Planck aus Quanten oder nach Alschen Verschiebungsgesetz funktioniert.

Wilhelm Wien baute auf den Erkenntnissen seines berühmten Landsmannes Gustav Robert Kirchhoff auf, der am 12. März 1824 in Königsberg geboren wurde. Kirchhoff ist nicht nur bekannt für seine Regeln der elektrischen Stromkreise. Kirchhoff hat auch zusammen mit Robert Wilhelm Bunsen die Elemente Caesium und Rubidium entdeckt.

Beide erklärten sehr spät auch die schon 1814 entdeckten dunklen „Fraunhoferschen Linien“. Nach zahllosen Experimenten hatten sie herausgefunden, daß es sich um Absorptions- und ebenso Emissionslinien von Molekülen in der Sonnenatmosphäre handelt. Kirchhoff und Bunsen begründeten die Spektralanalyse und legten damit die Grundlagen für die moderne Astronomie und AstrophyMaterie gleich welcher Art eine elektromagnetische Strahlung aussendet, die je nach Temperatur sichtbar oder unsichtbar ist. Emission und Absorption erfolgen bei festen und flüssigen Körpern wie der Erde kontinuierlich über ein breites Wellenlängenspektrum mit einem genau bestimmbaren Maximum, bei Gasen dagegen aber nur diskontinuierlich, selektiv, stoffspezifisch. Jeder gasförmige Stoff kann daher anhand seiner nur ihm eigenen Spektrallinien identifiziert werden – wie Menschen anhand ihrer unterschiedlichen Fingerabdrücke. Gustav Kirchhoff starb in Berlin am 17. Oktober 1887. Er wäre des ersten Nobelpreises für Physik im Jahre 1900 würdig gewesen.

Das Konzept des „schwarzen Körpers“ inspirierte nicht nur Wilhelm Wien, sondern auch die Physiker Stefan und Boltzmann und insbesondere Max Planck, der nach Isaac Newton die Quantennatur der Strahlung nachwies und 1900 die Quantenphysik begründete und die Periode der klassischen mechanischen Physik beendete. Max Planck erhielt im Jahre 1919 den Nobelpreis für Physik. Daß Kirchhoff und Wien solch ein Schattendasein führen, liegt in der unglückseligen Trennung zwischen den reinen Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften, der Trennung zwischen Natur und Kultur. Doch auch Naturwissenschaftler sind Kulturträger allerersten, ja höchsten Ranges und exzellente Geisteswissenschaftler. Wer das Erbe ostpreußischer Kultur hegen und pflegen will, darf solche Kultur- und Geistesgrößen wie Kirchhoff und Wien nicht geringer stellen als Agnes Miegel, Käthe Kollwitz oder Lovis Corinth. Daß nachts nicht mehr alle Katzen grau sind, das verdanken wir dem Nobelpreisträger Wilhelm Wien aus dem kleinen Gaffken bei Fischhausen im Samland.

Wien, Kirchhoff und das Klima

Schlag nach bei den alten Ostpreußen – Etwa 50 Prozent des „Sonnenlichts“ erreichen die Erdoberfläche als Wärmestrahlung im Infrarotbereich mit einer Wellenlänge von drei Mikrometer – die andere Hälfte des Sonnenlichts „beleuchtet“ unseren Planeten. Der Lichtanteil wird von den angestrahlten Gegenständen reflektiert und von unserem Auge wahrgenommen. Die infrarote, nicht sichtbare Wärmestrahlung wärmt die Erdoberfläche.

Die Erde gibt wieder Wärme ab – denn nach den Gesetzen der Natur muß jeder Körper Wärme als Strahlung abgeben – theoretisch frei von Wärmestrahlung sind nur Körper, die auf den absoluten Nullpunkt von -273 Grad Celsius ausgekühlt sind.

Man kann die Strahlung sogar exakt berechnen: Sie steigt proportional der vierten Potenz der absoluten Temperatur eines Körpers und kann einfach mittels des Stefan-Boltzmann-Gesetzes abgeschätzt werden. Hätte die Erdoberfläche eine Einheitstemperatur von +15 Grad Celsius, dann läge das Maximum der abgestrahlten Energie bei einer Wellenlänge von 10 Mikrometer (μm). Hätte sie eine Temperatur von -80 Grad, so läge das Maximum bei 15 Mikrometer.

Diese feste Beziehung zwischen Temperatur und Wellenlänge der Strahlung gilt für feste Materie und Flüssigkeiten, nicht aber für Gase. Dieses physikalische Grundprinzip wird in der aktuellen Klimadiskussion regelmäßig übersehen. Dabei sind die Gesetzmäßigkeiten der Temperaturausbreitung seit Wiens und Kirchhoffs Zeiten nachgewiesen.

Aus dem unterschiedlichen Verhalten von fester Materie und Gasen läßt sich auch nachweisen, warum das Kohlendioxid nicht wie die Wände eines Treibhauses die Wärme in der Atmosphäre halten kann – die Gase haben physikalisch gesehen „offene Fenster“. Fenster, durch die Satelliten die Wärmestrahlung von der Erdoberfläche messen können, und durch die auch die Hitze eines Tages ins Weltall verschwindet. Dieses Phänomen kennen alle Menschen – daß sich die Erde nach einem heißen Tag in der Nacht unter 10 Grad abkühlen kann. Und ohne dieses unterschiedliche Temperaturverhalten von Gasen und fester Materie wäre auch ein ganz natürlicher Vorgang nicht zu erklären: der Tau an einem frühen Morgen. *W. T.*

MELDUNGEN

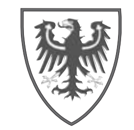
Entscheidend ist der Zeitpunkt

Toronto – Im Sommer gezeugte Kinder sind in der Schule in Mathematik und Sprachen weniger erfolgreich als Kinder, die in anderen Jahreszeiten gezeugt wurden. Das haben amerikanische Wissenschaftler bei der Auswertung von Tests an rund 1,7 Millionen Schülern im US-Bundesstaat Indiana herausgefunden. Die Wissenschaftler vermuten hinter dem Zusammenhang den saisonal schwankenden Einsatz von Pestiziden und Düngern in der Landwirtschaft, die über das Trinkwasser den Hormonhaushalt der Mutter und damit auch die Gehirnentwicklung des Ungeborenen beeinflussen könnten. Ihre Ergebnisse stellten die Forscher um Paul Winchester von der Universität in Indianapolis auf einer Tagung von Kinderärzten in Toronto vor. Basis der Untersuchung war der sogenannte ISTEP-Test, den alle 8- bis 15jährigen Schüler in Indiana jeden Herbst absolvieren müssen. Die Wissenschaftler setzten die Testergebnisse zum jeweiligen Monat in Beziehung, in denen der Schüler gezeugt worden war. In Mathematik und bei der Sprachfähigkeit zeigten Kinder am häufigsten Schwächen, die zwischen Juni und August gezeugt wurden. Gerade in den Sommermonaten sei die Konzentration von Pflanzenschutzmitteln in der Umwelt und damit auch dem Wasser am höchsten, erklärt Winchester. Die Daten deuteten daher auf eine Verbindung zwischen der Belastung mit Schadstoffen bei der Mutter und der Gehirnentwicklung des Kindes hin. Den Beweis müßten jedoch weitergehende Untersuchungen liefern. Frühere Studien hatten bereits gezeigt, daß Nitrate und Pestizide die Schilddrüsenfunktion der Mutter beeinträchtigen können, was sich wiederum negativ auf die Entwicklung des Kindes auswirkt. Einen Zusammenhang vermuten Winchester und seine Kollegen auch zwischen der Zahl der auftretenden Frühgeburten und der Konzentration von Pestiziden und Nitraten im Wasser: So lag die Rate von Frühgeburten zwischen Mai und Juni und damit in den Monaten mit den höchsten Schadstoffbelastungen ebenfalls am höchsten, fanden die Forscher in einer weiteren Studie heraus. Am niedrigsten war sie von August bis September – den Monaten, in denen die geringsten Konzentrationen von Pestiziden und Rückständen von Düngemitteln gemessen wurden.

Genetisch sehr ähnlich

Oxford – Klappmützenrobben sind wie eine große Familie: Die genetischen Unterschiede der Tiere sind extrem gering, obwohl die Robben große Teile der arktischen Meere bewohnen. Das haben kanadische Wissenschaftler nach der Analyse von DNA-Sequenzen mehrerer hundert Klappmützenrobben herausgefunden. „Wenn man einen DNA-Abschnitt einer Klappmütze untersucht, kann man nicht sagen, woher diese Probe stammt“, sagt Studienleiter David Coltman von der Universität von Alberta. Die Ergebnisse der Studie sind deshalb bedeutend, da über die Lebensweise der Tiere bisher nur wenig bekannt ist, berichten die Forscher in der Fachzeitschrift „Molecular“. Klappmützen sind einzelgängerische Robben, die ihren Namen einer mützenartigen Wucherung auf der Nase der Männchen verdanken.

Das Ostpreußenblatt



Nr. 20 – 19. Mai 2007

MELDUNGEN

Denkmal

Neidenburg – Auf dem Friedhof ist ein Denkmal zur „Erinnerung an die Ostgebiete“, so der Titel, enthüllt worden. Es besteht aus zwei silbernen Kreuzen, einem katholischen und einem orthodoxen, und einer Tafel mit den Namen der gefallenen und ermordeten sogenannten Ostpolen. Die Enthüllung nahm Neidenburgs Bürgermeister, Dariusz Szypulski, zusammen mit dem Bürgermeister von Neidenburgs ukrainischer Partnerstadt Sarny, Leontij Siergijewicz Nikolajczuk, vor. Zuvor hatte eine Heilige Messe stattgefunden. Der Gottesdienst wurde dabei in drei Ordnungen zelebriert, in der römisch-katholisch, in der evangelischen und in der orthodoxen. An dem Festakt nahmen neben den beiden Bürgermeistern auch der für die Veteranen und die Verfolgten zuständige Staatminister Janusz Krupski, der Vorsitzende des ermländisch-masurischen Woiwodschaftsparlaments, Miron Sysz, und der Generalkonsul der Ukraine in Polen, Serhij Sydiuk, teil. Finanziert wurde das Denkmal, das an die Polen im sogenannten Ostpolen erinnern soll, die während des Krieges zu Tode kamen oder in der Nachkriegszeit ihre Heimat verlassen mußten, vom „Rat des Erinnerns an Kampf und Martyrium“ sowie von der „Gesellschaft der Freunde Wolhyniens und Polesiens“.

Reisesaison

Lötzen – Im südlichen Ostpreußen ist die Reisesaison eröffnet worden. Zur Eröffnung nahmen Vertreter der Stadt, des Wasser-Rettungsdienstes, der Feuerwehr, des Militärs und der Wasserpolizei feierlich die Kanal-Drehbrücke in Betrieb. Auch der ermländisch-masurische Woiwodschafts-Marschall Jacek Protas ließ es sich nicht nehmen, am Antriebsrad zu drehen. Nach der Öffnung des Kanals zog ein Korso von Fahrgastschiffen, Motorbooten und Segelschiffen an den Festgästen vorüber. Später benutzten Kajakfahrer die Wasserstraße. Abends gab Stanislaw Sojka ein Konzert, das sogar von Radio Allenstein übertragen wurde.

Schneckensaison

Allenstein – Im südlichen Ostpreußen hat die Saison für das Sammeln von Weinbergschnekken begonnen. Die meisten Weinbergschnecken befinden sich in der Umgebung von Elbing, Braunsberg, Lyck und Allenstein. Ein durchschnittlicher Sammler bringt es auf zwei bis fünf Kilogramm pro Tag, die versiertesten auf 30 bis 40 Kilo. Pro Kilogramm zahlen die Sammelstellen etwa einen Zloty (knapp 27 Cent). Die Mehrzahl der Tiere geht in den Export nach Frankreich und Italien. Um eine Ausrottung zu verhindern, steht die Weinbergschnecke in der Republik Polen unter Artenschutz. In jeder Woiwodschaft setzt die Umweltschutzbehörde eine Höchstmenge, die gesammelt werden darf, fest und in Landschaftsparks und Reservaten ist das Sammeln grundsätzlich verboten.

Die »Perle« wurde zum Bauplatz

Königsbergs Horst-Wessel-Park ist zu einem Opfer von Spekulanten geworden

Von Jurij Tschernyschew



Horst-Wessel-Park: Von der Anlage noch heute als „Perle Königsbergs“ zu sprechen wäre mehr als Hohn. Foto: Tschernyschew

Vor zehn Jahren wurde Königsberg eine grüne Stadt genannt. Die Einwohner waren stolz auf die Metropole, weil in den Parks und auf den Plätzen seltene Gewächse und Bäume standen, die noch vor dem Krieg von den Deutschen gepflanzt worden waren. Doch in letzter Zeit haben sich die Plätze und Parks in Baustellen verwandelt, auf denen sehr oft geschmacklose und häßliche Gebäude entstehen, nach dem Prinzip: Möglichst schnell einen großen Raum füllen, etwa mit dem Bau von Boutiquen, Büros, Hotels, Wellness-Centern, um möglichst viel Gewinn zu schöpfen.

Vor kurzem drangen die Baukräne bis zum ältesten Park vor, dem Horst-Wessel-Park, der vor dem Zweiten Weltkrieg „Perle Königsbergs“ genannt wurde. Vorgänger des Parks waren die Wallanlagen am Friedländer Tor, die auf Anordnung des preußischen Königs Friedrich Wilhelms IV. 1841 errichtet worden waren. Das 60 Hektar große Gelände wurde in einen Park mit südlichem Flair verwandelt. 1938 wurde die Parkanlage in „Horst-Wessel-Park“ umbenannt. In ihm befand sich das beste Leichtathletik-Stadion der Stadt. 1936 wurde anläßlich der Berliner Olympiade eine KDF-Festhalle als „Ostpreußen-Halle“ erbaut, die 6000 Menschen fassen konnte. Darüber hinaus planten die Architekten den Bau eines Eispalastes.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Park der Baltischen Flotte übergeben und erhielt die Bezeichnung „Matrosen-Park“. 1957 wurde der Park abermals – diesmal zu Ehren der Kommunistischen Jugendvereinigung – umbenannt.

Das Unglück der ehemaligen „Perle Königsbergs“ begann, als die Königsberger Verwaltung 2005 entschied, das Grundstück an eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung zu verkaufen, die es für den Bau moderner Wohnhäuser nutzen sollte. Zu diesem Zweck wurden 30 Bäume zum Fällen freigegeben. In Rußland hat es Tradition, daß der Inhalt amtlicher Dokumente und die Realität nicht unbedingt deckungsgleich sind. Wie viele Bäume tatsächlich der Motorsäge zum Opfer fielen, kann niemand sagen. Fest steht nur, daß der Teil des Parks in unmittelbarer Nähe zum See in einen Bauplatz mit allen daraus resultierenden Folgen verwandelt wurde: Schmutz, Staub, liegengebliebener Müll und meist häßliche Bauzäune, die den Durchgang von einem Teil des Parks in den anderen verhindern.

So wäre es wahrscheinlich weitergegangen, wenn sich die Staatsanwaltschaft des Stadtteils, in dem der Park liegt, nicht mit dieser Angelegenheit befaßt hätte. Ihrer Ansicht nach verstößt die Bebauung der Grünfläche gegen geltendes Recht. Sie stützt sich dabei auf die Tatsache, daß der Park in einer Wasserschutz- und Erholungszone der Stadt liegt. Die Staatsanwaltschaft erhob deshalb Klage mit der Forderung, daß der Weiterbau der Wohnhäuser untersagt werde.

Leider sind ähnliche Situationen für das heutige Königsberg sehr typisch. Bislang ist nicht klar, wie das Verfahren ausgehen und welchen Beschluß das Gericht fassen wird, doch muß man damit rechnen, daß ein Gerichtsbeschluß nicht automatisch das Ende der Bauarbeiten bedeutet. Denn die russischen Gesetze sind zwar streng, aber sie werden nicht strikt befolgt und umgesetzt. Dasselbe gilt häufig auch für die Gerichtsentscheidungen. Nur eines ist sicher: Die Schönheit des Parks ist für immer zerstört.

Jantar hatte schon mal schlechtere Zeiten

Die ehemalige Schichau-Werft in Königsberg baut seit Putin wieder eifrig Kriegs-, aber auch zivile Schiffe

Von Klaus Gröbig

Wenn das Telefon auf dem Schreibtisch von Nikolaj Wolow klingelt, dann hofft er darauf, daß am anderen Ende der Leitung ein Gesprächsteilnehmer aus dem Ausland ist. Das könnte einen neuen Exportauftrag für sein Unternehmen bedeuten. Der Mann leitet die Königsberger Jantar-Werft, die bis 1990 dank großzügig sprudelnder staatlicher Kriegsschiffsaufträge keine Sorgen hatte. Später waren die Arbeitsplätze und die ganze Werft in Gefahr.

Hinter dem Namen „Jantar-Kalingrad“ verbirgt sich die frühere Schichau-Werft in Königsberg, die erst 1931 als Zweigbetrieb des Elbinger Mutterbetriebes gegründet worden war und anders als der Danziger Zweigbetrieb nur geringe Bedeutung erlangte. Schichau-Königsberg baute bis Kriegsende gerade einmal sechs Minensuchboote für die Kriegsmarine.

Das änderte sich nach der deutschen Niederlage, als die Pregelmetropole, nicht aber Elbing und Danzig unter sowjetische Verwaltung geriet. Rußland war zu allen Zeiten über jeden eisfreien Hafen froh und begann am Standort Königsberg einen der wichtigsten Schiffbaustandorte der damaligen Sowjetunion aufzubauen – und das obwohl die beengten Gewässer des Hafens und die geringe Wassertiefe der Größe der zu bauenden Schiffe enge Grenzen setzten.

> Königsberg war einer der wichtigsten Schiffbaustandorte der Sowjetunion

„In der Nachkriegsperiode“, so Wolow, „baute die Werft rund 500 Schiffe und Fahrzeuge und reparierte oder modernisierte weitere 600.“ Schwerpunkt des Schiffsbaus waren bis 1990 mittelgroße Kriegsschiffe. Schon beim Bau der 64 Nachkriegs-Fregatten des Typs „Riga“ war Jantar maßgeblich beteiligt. Der zu Beginn der 60er Jahre gebaute Nachfolgetyp „Petja“ wurde insgesamt 86mal gebaut. 54 Einheiten liefen bei Jantar vom Stapel. Dieser kleine Fregattentyp war auch international erfolgreich. Es konnten 22 Schiffe exportiert werden. Größter Abnehmer war Indien mit elf „Petjas“, aber auch Vietnam, Syrien und Äthiopien beschafften diese Fregatten.

Ende der 60er Jahre machte der sowjetische Kriegsschiffsbau einen qualitativen Sprung nach vorn. Waren bisher U-Boote und Raketenträger gebaut worden, um die US-Seeherrschaft zu stören, so wollte die Sowjetmarine jetzt Schiffe bauen, mit denen sie selbst in einigen Seegebieten versuchen konnte, Seeherrschaft auszuüben. Mitte der 70er Jahre tauchten die überschweren Raketenkreuzer der „Kirow“-Klasse und die neuen Flugzeugträger der „Kiew“-Klasse auf und beeindruckten die Printmedien des Westens. Hysterische Schlagzeilen der Sensationspresse waren die Folge. Die Marinestäbe des Westens waren keineswegs überrascht, waren aber handlungsunfähig, weil ihre Verteidigungsminister bei den Finanzministern auf taube Ohren stießen. Als Begleitschiffe der neuen sowjetischen Überwassereinheiten wurden zwei moderne kampfstarke Zerstörer- und eine Hochseefregattenklasse entwickelt. Einer der beiden neuen Zerstörertypen und auch der neue Fregattentyp wurde in Königsberg gebaut. Da auch noch die neuen Docklandungsschiffe von 10000 Tonnen hier entstehen sollten, standen die Zeichen in der Stadt auf Expansion.

> Rußlands Präsident will den Schiffbau zukünftig stärker subventionieren

1990 war dann alles erst einmal vorbei. Die Schiffe der Flotte wurden nicht mehr überholt, und halbfertige Neubauten rosteten auf den Werften vor sich hin. Schon halb fertig wurden Mitte der 90er Jahre auf der Jantar-Werft die beiden letzten Baunummern der „Udaloj“-Zerstörer verschrottet.

Mit der Regierungsübernahme durch Wladimir Putin endeten die Jahre des Schlendrians auch bei der russischen Marine. Steigende Öl- und Gaspreise sorgten des weiteren für eine besser gefüllte Staatskasse. Damit war es nun möglich, den Marineetat zu erhöhen. Nun sollen einige der halbfertig gebliebenen Kriegsschiffe, die noch nicht verschrottet wurden, doch noch vollendet werden. Das betrifft auch die seit 1988 im Bau befindliche Fregatte „Jaroslaw Mudryj“ bei Yantar in Königsberg. Dabei ist fraglich, ob Schiffe mit einer 15 Jahre alten Technik und einem entsprechenden Design eine wesentliche Verstärkung für die Seemacht unter dem Andreaskreuz darstellen.

Dennoch sind solche Konstruktionen für Mächte wie die Volksrepublik China oder Indien, die nach einer eigenen Hochseeflotte streben, durchaus noch interessant, wie einige entsprechende Exportaufträge zeigen. So profitiert die Zandow-Werft in St. Petersburg von chinesischen Zerstörer-Aufträgen, während Jantar

Fortsetzung auf Seite 16

Jantar hatte schon mal schlechtere Zeiten

Fortsetzung von Seite 15

zwei lukrative indische Auftäge hereinholen konnte.

Drei Fregatten der „Krivak III"-Klasse wurden bis 2004 an Indien geliefert, seit 2006 sind drei weitere Fregatten von einer etwas verbesserten Ausführung mit Tarnkappeneigenschaften bei Yantar im Bau. Im Juli 2006 wurde unter großem Interesse der Medien in Indien der Vertrag unterzeichnet und im Dezember des Jahres besuchte eine indische Delegation unter Leitung des Schiffsbaudirektors Mishra Königsberg, um sich von der Planung und Vorbereitung zu überzeugen. Die Kiellegung der ersten Fregatte soll im Juni 2007 erfolgen. Der Auftrag hat ein Volumen von 1,56 Milliarden US-Dollar. Zwischen 2010 und 2011 sollen die drei Fregatten fertig sein. Warum Indien, einer der größten Empfänger deutscher Entwicklungshilfe, weiter unterstützt werden muß, obwohl das Land gleichzeitig milliardenschwere Rüstungsaufträge ins Ausland vergeben kann, mögen die deutschen Steuerzahler ihre Bundeskanzlerin fragen, Russen wie Indern kann es egal sein. Neben dem indischen Auftrag und dem Weiterbau der „Jaroslav Mudrj" baut Yantar seit 2005 ein neues Docklandungsschiff für die russische Marine, so daß der Bestand der Werft einstweilen gesichert ist.



Zerstörer der „Udaloy"-Klasse: Eines der vielen Kriegsschiffe, die auf der Yantar-Werft vom Stapel liefen Foto: Archiv

Aber auch im Bereich der Zivilschiffahrt hat sich bei Yantar einiges getan. Bereits 1993 ging der erste ausländische Zivilauftrag ein – er kam aus der Bundesrepublik Deutschland. Bereits seit zehn Jahren kooperiert die Werft mit dem deutschen Unternehmen Abeking & Rasmussen. Dieses vermarktet die Königsberger Produkte. Aber sie baut auch von Yantar angelieferte Schiffsrümpfe fertig. Deutsche, wie die Fehn Bereederungs GmbH & Co. KG aus Leer im Emsland, und niederländische Reedereien haben bei Yantar Küsten- und Flußtransporter bestellt und nach Norwegen konnten einige Fischereifahrzeuge verkauft werden. Ein US-Millionär kreuzt gar jetzt mit einer von Yantar gebauten Yacht auf dem Meer umher. Direktor Volov berichtet, daß sein Unternehmen jährlich 50 bis 60 Handelsschiffe oder -fahrzeuge überholt. Zur besseren internationalen Präsenz besucht die Werft zahlreiche internationale Marineausstellungen, um dort für ihre Produkte zu werben. Trotz der niedrigen Löhne sind ostasiatische Billigwerften immer noch eine übermächtige Konkurrenz. Deswegen will Präsident Putin nun den Schiffsbau noch mehr als bisher subventionieren.

Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat

Lewe Landslied, liebe Familienfreunde,

um einen Anfang war ich eigentlich nie verlegen, das war schon so zu meiner Schulzeit, wo ich bei Aufsätzen der halben Klasse die Anfangszeilen zuflüstern mußte, und das ist dann auch später so geblieben – bis heute. Nur, daß ich jetzt, jedenfalls was diese Kolumne betrifft, die ersten Zeilen geliefert bekomme – von meinen Lesern, denn sie formen ihr Urteil über unsere Ostpreußische Familie in ihren Briefen, und das freiwillig und nicht diktiert. So beginne ich mit den Endzeilen des langen Schreibens von Frau **Ingeborg Planert** aus Jena, die so lauten: „Hoffentlich gibt es Ihre Kolumne noch recht lange, denn Nachfragen kommen ja immer wieder. Auch ich fühle mich angesprochen, wenn Sie mit der Anrede beginnen ‚Lewe Landslied, liebe Familienfreunde ...', dann sehe auch ich mich als Mitglied dieser großen Familie, wenn auch schon in der nächsten Generation." Und so soll es ja auch sein, denn dann bleibt unsere Sippe lebendig und trägt das bisher Bewahrte weiter und hilft, vergessen Geglaubtes aufzuspüren.

Darauf hofft eben auch Frau Planert, angeregt durch einen schon etwas länger zurückliegenden Bericht von der Flucht über See mit der „Hektor". Mit diesem Schiff kam auch ihre Mutter, **Johanna Grunau** geborene **Sanftleben**, mit ihren vier Kindern heraus und wurde nach Dänemark evakuiert. Wie es aber Johannas Eltern ergangen ist, weiß niemand. Suchaktionen blieben zur DDR-Zeit erfolglos. Mit dieser Ungewißheit ist Frau Grunau dann mit 82 Jahren verstorben. Ihrer Tochter läßt das keine Ruhe, zumal sie – 1949 als Nachkriegskind in Thüringen geboren – ihre ostpreußischen Wurzeln immer stärker fühlt. Ingeborg Planert hat ihrer Mutter, von der sie immer „Marjellchen" gerufen wurde, ein liebevolles Denkmal gesetzt mit einem Buch, das diesen Kosenamen als Titel trägt. Und so ist es erklärlich, daß sie noch mehr über ihre Mutterheimat wissen möchte, und dazu gehört eben die Klärung des Schicksals ihrer Großeltern und deren Herkunft. Während die Suche nach ihren väterlichen Vorfahren aus der Danziger Gegend erfolgreich war, fehlt über die mütterliche Linie jeder Hinweis. Immerhin ist bekannt, daß die Familie Sanftleben aus dem östlichen Gebiet unserer Heimat stammt, denn Johanna Grunau wurde 1910 in Doerschkehmen, Kreis Pillkallen geboren. Der östlich von Pillkallen / Schloßberg gelegene, wohl nur aus einem Gut bestehende Ort mit 82 Einwohnern wurde später in Derschau umbenannt. Er gehörte zum Kirchspiel Willuhnen. Frau Planert hat ihn als zwischen Stallupönen und Eydtkuhnen gelegen angegeben, da gab es zwar auch ein Doerschkehmen, aber nicht mehr um 1910, da hieß der Ort Wabbeln. Immerhin sind Verwechslungen möglich, sie haben schon manche Suche erschwert. Der langen Rede kurzer Sinn: Wer kannte eine Familie Sanftleben, wer weiß, was aus ihren Angehörigen geworden ist? Frau Planert wäre aber auch schon glücklich, wenn sie mehr von dieser östlichen Gegend – eventuell anhand von alten Aufnahmen – erfahren könnte. (Ingeborg Planert, Dietrichweg 6 in 07749 Jena)

„Es gibt Dinge, die kommen einem von Zeit zu Zeit immer wieder ins Blickfeld", schreibt mein Königsberger Landsmann **Gerhard Mannke**, was ich nur bestätigen kann. Das geschieht mir allerdings in jeder Woche, wenn ich die Leserpost vor mir ausbreite. Für den unermüdlichen Chronisten unserer Heimat steht diesmal im Fokus eines der ältesten Gebäude Königsbergs, die frühere Elisabethkirche auf dem Sakkheim, die aber bereits 1808 sehr profan genutzt wurde, nämlich als Arresthaus. Später waren dort Bezirkskommando, Meldeamt, Versorgungsamt und Wehrmachtsentlassungsstelle untergebracht. Während Herr Mannke sehr viel Material über die kirchliche Liegenschaft zusammengetragen und es in seine aufwendige Abhandlung „Die alten Königsberger Kirchen" – danke, lieber Mannke, für die Überlassung eines Exemplares – eingebracht hat, fehlen ihm über die nachkirchliche Nutzung genauere Angaben. Die Lage beschreibt Herr Mannke sehr präzise: „Kam man von der Sackheimer Mittelstraße über den sogenannten Meiereiplatz und durch die enge Elisabethstraße, die früher Litauische Schulstraße hieß, fiel das blaugraue Gebäude auf, das eine Ziegelmauer überragte. Darüber lugten die sechs bis sieben Meter hohen, mit Strebepfeilern versehenen Grundmauern, eine polygonale ausgestaltete Ostseite und ein nicht sehr steiles Pfannendach. In Ost-West-Richtung liegend mag der Bau 15 bis 18 Meter lang und knapp acht Meter breit gewesen sein." Von der Königstraße führte die Ziegelstraße pregelwärts zu der Stelle. Auf dem südlich anschließenden Elisabethplatz wurde in den späteren Kriegsjahren ein Hochbunker errichtet, der noch heute am „Moskowskiprospekt" steht und die genaue Lage markiert. Herr Mannke benötigt nun möglichst präzise Angaben über die profane Nutzung des ehemaligen Kirchengebäudes. Aus der Frequentierung als Wehrmeldeamt beziehungsweise Entlassungsstelle kann man schließen, daß es verhältnismäßig vielen Menschen bekannt gewesen sein muß. Ihn interessieren vor allem Angaben über die Ausgestaltung des Gebäudes im Inneren und etwaiger Nebengebäude, auch über die Anzahl und Tätigkeit der dort Beschäftigten. Vielleicht melden sich sogar einige von ihnen, sie können wohl die genauesten Informationen geben. (Gerhard Mannke, Haferkamp 8, 25337 Elmshorn, Telefon 0 41 21/ 7 15 30).

In längst vergangene Kindertage führt das „Ostpreußische Bilderbuch" zurück, das die Königsbergerin **Brigitte Willmann** gezeichnet und getextet hat. Sie ist in unserem „Familienkreis" keine Unbekannte, denn nach von ihr illustrierten Büchern wurde schon früher gesucht. Nun legt sie dieses „Bilderbuch" vor, das den Untertitel „Eine Großmutter erzählt" trägt, denn so sieht sich wohl die Autorin: Sie nimmt sich selber an die Hand und geht noch einmal über die alten Wege ihrer Heimat, die sie auch als Zeichnerin mit Kinderaugen sieht: bunt, figurenreich, bilderbuchartig – im knapp skizzierten Begleittext diese Reminiszenzen erläuternd. Manche Leserinnen und Leser im Großelternalter werden sich in ihre eigene Kindheit zurückversetzt fühlen, vielleicht werden sie auch angeregt, anhand der Bilder und begleitenden Texte den Enkeln von ihrer Kinderheimat zu erzählen, diesen Zweck dient jedenfalls die Titel an, zu denen auch „Wo Großmutter zu Hause war" gehört. Die manchmal sehr knapp gehaltenen Erläuterungen können Stichworte zu eigenen Erinnerungen geben, mit denen auch die Autorin die Texte belebt. Und auch bei stiller Betrachtung der liebevoll gezeichneten Szenenarien wird mancher nicken: „Ja, so war's!" Ein älterer Landsmann, Königsberger wie Brigitte Willmann und ich, dem ich das Buch zeigte, sagte es jedenfalls mit einer Mischung aus Wehmut und freudigem Wiedererkennen.

In das weite Land, das einmal aus der „Großen Wildnis" entstand, weil es durch die fleißigen Hände unserer Vorfahren urbar gemacht worden war, führt auch die Suche von Herrn **Horst Gernhoefer** nach seinen Vorfahren. Wie der Name beweist, handelt es sich um eine alte Salzburger Familie. Drei Brüder dieses Namens sollen mit ihren Familien damals nach Altpreußen ausgewandert und in der Gegend von Lengwethen, Tuppen und Budwethen ansässig geworden sein. Horst Gernhoefer kann die väterliche Linie bis zu seinem Urgroßvater **Karl** Gernhöfer zurückverfolgen, der in Beinigkehmen, (später Beiningen) lebte und mit **Henriette Grohs** verheiratet war. Deren Sohn **Carl Gernhöfer**, * 1854 in Uszproduppen (Dachsheide), war mit **Ennutte Kuckat**, * 1852, verehelicht. Bei dem Sohn des Ehepaares, **Heinrich Friedrich Gernhöfer**, * 1880, taucht wieder der Name Beinigkehmen auf, dort verstarb der Großvater von Horst Gernhoefer am 25. Oktober 1942, also noch vor der Flucht. Er war mit **Emma Martha Marie Krienitz**, * 1883, verheiratet. Der Vater des Suchenden, **Willi Heinrich Max Gernhöfer**, * 1905, zog nach Berlin, wo er 1981 verstarb. Nun hofft Horst Gernhoefer, mit weiteren Trägern dieses Namens Kontakt aufzunehmen, um vielleicht herauszufinden, von welchem Salzburger Exilanten seine Familie stammt. Vor allem seine Frau **Gerda** möchte die Familiengeschichte so weit wie möglich vervollkommnen. (Horst Gernhoefer, Am Walde 4 in 29476 Gusborn, Telefon 0 58 65 / 13 73, E-Mail: hggerni@t-online.de.)

Auch Frau **Inge Prydzuhn** aus Bremervörde möchte nach ihren Vorfahren forschen, und dieser Wunsch kommt nicht von ungefähr. Sie hatte sich schon einmal an unsere ostpreußische Familie gewandt und eine präzise Auskunft erhalten. Frau Prydzuhn hatte im vergangenen Jahr nach dem Pflegesohn ihrer Großmutter **Emma Broszeit** aus Heinrichswalde, **Werner Voigt**, gesucht. Sie erhielt mehrere Anrufe, darunter den eines Lesers aus dem hessischen Gleimenhain, der den Gesuchten auf den Fotos wiedererkannte, weil Werner Voigt dort als Schmied gearbeitet hatte. Leider verstarb er bereits mit 36 Jahren an Krebs, auch seine Frau ist verstorben, die Ehe blieb kinderlos. Durch die netten Gespräche mit den älteren Ostpreußen – Frau Prydzuhn wurde 1950 in Itzehoe geboren – angeregt, geht sie nun auf Ahnensuche, und da kommt zuerst wieder ihre Großmutter Emma Broszeit ins Spiel. Die als **Emma Schaack** 1883 in Grüneberg geborene Frau war verwitwet, als sie etwa 1910/11 **Rudolf Broszeit**, * 1884, aus Heinrichswalde heiratete. In jungen Jahren war sie nach Schleswig-Holstein gegangen und hatte in Kiel geheiratet, war aber nach dem Tod des Mannes in ihre Heimat zurückgekehrt. Rudolf Broszeit war zuletzt Kreisgärtner beim Landratsamt in Heinrichwalde. Seine Eltern waren **Erdmann** Broszeit, ✝ 1899, und **Amalie** geborene **Grigull**, ✝ um 1910. Frau Prydzuhn möchte nun gerne Näheres über die Urgroßeltern wissen – wo geboren, wann geheiratet, wie viele Kinder? –, aber auch über die Eltern ihrer Großmutter **Friedrich Schaack** und **Anna** geborene **Klabohn** aus Grietischken. Über die Suchdienste hat Frau Prydzuhn schon einige Angaben bekommen, kann diese aber nicht einordnen. Sie setzt deshalb auf Landsleute, die aus der Niederung stammen, vielleicht die Familien kannten und etwas über sie sagen könnten. (Inge Prydzuhn, Breslauer Straße 23 in 27432 Bremervörde, Telefon 0 47 61 / 41 66.)

Erst jetzt entdeckte Frau **Silke Weber** aus Apolda unsere Zeitung und damit auch die Ostpreußische Familie und hat sich gleich an uns gewandt, weil sie nun einen Weg sieht, endlich Verwandte zu finden. Die 35jährige wurde in Thüringen geboren, aber ihr Großvater mütterlicherseits stammte aus Ostpreußen. Seine Enkelin hat ihm so gerne zugehört, wenn er erzählte, die Stimme ist ihr noch vertraut, obgleich er schon 1983 verstarb. Auch ihre Mutter lebt nicht mehr, sie fehlt ihr sehr. Aber nun hat Silke Weber unsere Ostpreußische Familie gefunden, und vielleicht hilft sie ihr weiter. „Opa" **Friedrich Dujons**, * 17. September 1905 in Memel-Schmelz, wurde vertrieben und landete in Winsen / Luhe. Ein Schreiben vom Landkreis Harburg bezüglich Lastenausgleich ist das einzige Dokument, aus dem die Enkelin einige Namen und Daten entnehmen kann. Die Eltern von Friedrich Dudjons waren **Michael** Dudjons und **Barbara** geborene **Makareinis**. Sie hatten außer dem Sohn noch weitere Kinder, die Namen von zwei Töchtern sind auf dem Schreiben vermerkt: **Berta Gertrud Baltrusch**, zuletzt wohnhaft Donaustraße 6 in 4179 Kervenheim oder 4197 Weeze, und **Marie Kloschies**, damalige Anschrift: Hamburger Straße 4 in 2153 Neu Wulmsdorf. Vor 1945 lebte die Familie in Birkenhain, Schweppeln, wo sie eine Landwirtschaft betrieb. So, das sind die einzigen Angaben, die Frau Weber besitzt, aber vielleicht helfen sie weiter, wir hoffen es sehr! (Silke Weber, Schwabestraße 9 in 99510 Apolda.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Wir gratulieren ...

zum 105. Geburtstag

Naujoks, Fritz, aus Krupinnen, Kreis Treuburg, jetzt Postredder 6, 23623 Ahrensbök, am 23. Mai

Zubel, Albert, aus Auerbach, Kreis Wehlau, jetzt Fliederweg 11, 52078 Aachen, am 26. Mai

zum 100. Geburtstag

Nissen, Marguerita (Rita), geb. **Rost**, aus Königsberg, jetzt Brahmsallee 17, 20144 Hamburg, am 24. Mai

zum 98. Geburtstag

Grau, Elisabeth, geb. **Süss**, aus Lengau, Kreis Treuburg, jetzt Händelstraße 25, 31228 Peine, am 23. Mai

Poppek, Rienhold, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Grafenberger Allee 355, 40235 Düsseldorf, am 26. Mai

zum 96. Geburtstag

Ihlo, Ernst, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Osnabrücker Straße 23, 49214 Bad Rothenfelde, am 25. Mai

zum 95. Geburtstag

Joachim, Lotte, geb. **Hinz**, aus Kreis Elchniederung, jetzt Wilhelmshöher Straße 55, 60389 Frankfurt, am 21. Mai

Walter, Albert, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Jahnstraße 3, 67227 Frankenthal, am 25. Mai

zum 94. Geburtstag

Baeck, Heinz, aus Lyck, jetzt Zum Salzgittersee 32, 38226 Salzgitter, 23. Mai

Buchholz, Kurt, aus Wehlau, Kreis Wehlau, jetzt Langenkamp 21, 25451 Quickborn, am 25. Mai

Goetz, Auguste, geb. **Brodowski**, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Ohlerfeldstraße 27, 41069 Mönchengladbach, am 21. Mai

Korkuth, Emma, aus Wickenau, Kreis Neidenburg, jetzt Massenbergstraße 22, 44787 Bochum, am 26. Mai

Kullick, Max, aus Sorden, Kreis Lyck, jetzt Haardter Straße 6, 67433 Neustadt, am 25. Mai

Madeya, Gisela, geb. **Modricker**, aus Lötzen, jetzt Emder Straße 28, 26215 Wiefelstede, am 22. Mai

Schmidt, Elisabeth, geb. **Schendel**, aus Kröstenwerder-Reuschendorf, Kreis Lyck, jetzt 13. Rose Avenue, Ashley, South-Africa, am 26. Mai

zum 93. Geburtstag

Görtz, Heinrich, aus Wehlau, Freiheit, Kreis Wehlau, jetzt Wilhelmstraße 1, 52428 Jülich, am 22. Mai

Hertis, Erich, aus Lehlesken, Kreis Ortelsburg, jetzt Gerther Straße 27, 44577 Castrop-Rauxel, am 27. Mai

Kiesow, Helene, geb. **Streich**, aus Ostseebad Cranz, jetzt Bahnstraße 41, 04469 Lützschena, am 22. Mai

Kullik, Martha, geb. **Wutzka**, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Bruchweg 4, 38315 Hornburg, am 25. Mai

Schweitzer, Maria, geb. **Dömpke**, aus Wehlau, Klosterplatz, Kreis Wehlau, jetzt Hinterfleck 38, 06528 Brücken, am 26. Mai

Siemund, Kurt, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, jetzt Prämienstraße 20, 52223 Stolberg, am 22. Mai

Thun, Ilse, Dr. med, geb. **Ulmer**, aus Allenstein und Königsberg, jetzt Gorch-Fock-Straße 4, 22880 Wedel / Holstein am 14. Mai

zum 92. Geburtstag

Bieber, Gerda, geb. **Storim**, aus Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Rißweg 1, 22393 Hamburg, am 25. Mai

Borreck, Erna, aus Treuburg, Treuburger Bahnhofstraße 7, jetzt Hermannstraße 63, 44263 Dortmund, am 27. Mai

Eifler, Christa, geb. **Kaesler**, aus Königsdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Im Grün 4, 78465 Konstanz, am 23. Mai

Leitzbach, Karl, aus Föhrenhorst, Kreis Ebenrode, jetzt Lessingstraße 9, 66564 Ottweiler, am 22. Mai

Soldmann, Elfriede, geb. **Krüger**, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt August-Schmidt-Ring 32, 45711 Datteln, am 22. Mai

Struppek, Martha, geb. **Wawrzyn**, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Halbe Stadt 5, 15230 Frankfurt / Oder am 25. Mai

zum 91. Geburtstag

Bembennek, Erna, geb. **Scharein**, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Kornblumenweg 9, 18439 Stralsund, am 27. Mai

Grigat, Irmgard, geb. **Lenzen**, aus Wehlau Markt, Kreis Wehlau, jetzt Schillerstraße 6, 24226 Kiel, am 26. Mai

Laaser, Leopold, aus Malshöfen, Kreis Neidenburg, jetzt 314 S. Courtl. Ave., Kokomo, IN 46901, am 27. Mai

Lemke, Elfriede, geb. **Tietz**, verw. Sembritzki, aus Lyck, Bismarckstraße 2, jetzt Regerstraße 2, 83024 Rosenheim, am 25. Mai

Räder, Heinz, aus Stehlau, Kreis Ebenrode, jetzt Altenburger Straße 5, 38444 Wolfsburg, am 25. Mai

Voigt, Rudolf, aus dem Kreis Elchniederung, jetzt Steinstraße 13, 38889 Blankenburg, am 26. Mai

Wolff, Frieda, geb. **Czerwonka**, aus Neumalken, Kreis Lyck, jetzt Seniorenzentrum Haus Elsey, Trappenweg 10, 58119 Hagen, am 25. Mai

zum 90. Geburtstag

Dehn, Ruth, geb. **Nickel**, aus Ludwigsort, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kiek ut Heilpädagogium, 24340 Altenhof, am 16. Mai

Ernst, Gertrud, geb. **Bednarzik**, aus Giesen, Kreis Treuburg, jetzt Cambridgestraße 2, 13349 Berlin, am 22. Mai

Hoffmann, Hans-Dietrich, aus Friedrichsthal, Kreis Wehlau, jetzt Thomas-Mann-Straße 6, 10439 Berlin, am 24. Mai

Ortmann, Ulrich, vormals **Freese**, aus Lyck, jetzt Birkenweg 12, 75328 Schömberg, am 26. Mai

Weiß, Gerhard, aus Aßlacken, Kreis Wehlau, jetzt Carl-von-Ossietzky-Straße 38, 47447 Moers, am 24. Mai

Wiechert, Meta, geb. **Scheffler**, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Friedrich-Ebert-Straße 33, 67360 Lingenfeld, am 24. Mai

zum 85. Geburtstag

Bender-Weigam, Hildegard, geb. **Bender**, aus Bartztal, Kreis Ebenrode, jetzt Amselweg 15, 27386 Hemslingen, am 24. Mai

Bendig, Erich, aus Neufelde, Kreis Elchniederung, jetzt Rathausstraße 30, 24960 Glücksburg, am 23. Mai

Bilitza, Erich, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Am Bürgerpark 16, 27299 Langwedel, am 24. Mai

Bruhn, Erika, geb. **Sadowski**, aus Lötzen, jetzt Vellerner Straße 24, 59269 Beckum, am 25. Mai

Buczilowski, Martha, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Brebeckstraße 13, 30559 Hannover, am 27. Mai

Daul, Eva, geb. **Melis**, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Fliederstraße 8, 23558 Lübeck, am 25. Mai

Ehlert, Auguste, geb. **Fidorra**, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Wiesengrund 6, 22949 Ammersbeck, am 22. Mai

Flade, Lena, aus Ludwigsort, Kreis Heiligenbeil, jetzt Klaus-Roth-Straße 6, 24558 Henstedt-Ulzburg, am 26. Mai

Gerlach, Alfred, aus Jagsten, Kreis Elchniederung, jetzt Nutzhorner Straße 24, 27753 Delmenhorst, am 24. Mai

Heling, Auguste, geb. **Serowsky**, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Falkestraße 10, 06766 Wolfen, am 24. Mai

Heusing Ruth, geb. **Höllger**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Am Burgberg 6, 98599 Brotterode, am 23. Mai

Hollenbach, Erna, geb. **Schmidtke**, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Seniorenheim, Nikolaus-von-Halem-Straße 3, 14770 Brandenburg

Kallien, Ilse, aus Elbing-Königsblumenau, jetzt Witzlebenstraße 97, 28327 Bremen, am 24. Mai

Klein, Gertrud, geb. **Sadowski**, aus Groß Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Dorfstraße 5, 57614 Peterslahr, am 25. Mai

König, Emma, geb. **Conrad**, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Dr.-Friedrichs-Straße 30, 04769 Mügeln bei Oschatz, am 21. Mai

Krink, Eva, geb. **Horn**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Georgstollen 15, 72250 Freudenstadt, am 25. Mai

Liebenau, Eva, geb. **Schmidt**, aus Lyck, jetzt Hindenburgstraße 41, 78087 Mönchsweiler, am 27. Mai

Lorfing, Arthur, aus Groß Aßlacken, Kreis Wehlau, jetzt Oberstraße 190, 44892 Bochum, am 23. Mai

Mahr, Elsa, geb. Scheer, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Kirchstraße 15, 64665 Ansbach, am 25. Mai

Mifka, Isolde, geb. **Tiedemann**, aus Lyck, Bismarckstraße 57, jetzt Friedhofstraße 16, 79341 Kenzingen, am 24. Mai

Otto, Helmut, aus Seefrieden, Kreis Lyck, jetzt An der Pfeffermühle 7, 38820 Halberstadt, am 22. Mai

Pauloweit, Elisabeth, geb. **Langehenke**, aus Petersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Auf der Töterlöh 2, 33100 Paderborn, am 25. Mai

Pletat, Ewald, aus Grünau, Kreis Elchniederung, jetzt Gadebuscher Straße 5, 12619 Berlin, am 25. Mai

Radtke, Eva, aus Roggenhausen, Kreis Heilsberg, jetzt Marktstraße 19, 23714 Bad Malente-Gremsmühlen, am 13. Mai

Reichardt, Ruth, geb. **Berger**, aus Sareiken, Kreis Lyck, jetzt Hauptstraße 108, 67433 Neustadt, am 27. Mai

Renfranz, Anneliese, geb. **Bluhm**, aus Bobern, Kreis Lyck, jetzt Mühlenweg 1, Appartement 163, 21521 Aumühle, am 24. Mai

Rogowski, Maria, geb. **Hoos**, aus Lyck, jetzt Kuckenberg 14, 51399 Burscheid, am 24. Mai

Schettkat, Gerda, geb. **Borm**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Hauptstraße 74, 89555 Steinheim, am 25. Mai

Schmidt, Gertrud, geb. **Birwald**, aus Groß Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Dahlmannstraße 25, 85051 Ingolstadt, am 24. Mai

Seifert, Waltraud, geb. **Schmidt**, aus Schakendorf, Kreis Elchniedrung, jetzt Hohlstraße 15, 08451 Crimmitschau, am 25. Mai

Zwiener, Ottilie, geb. **Kondritz**, aus Kalkhof, Kreis Treuburg, jetzt Wätzumer Tor 13, 31191 Algermissen, am 21. Mai

zum 80. Geburtstag

Baran, Waldemar, aus Moddelkau, Kreis Neidenburg, jetzt Margaritenweg 19, 21360 Vögelsen, am 26. Mai

Bendrich, Günter, aus Nußdorf, Kreis Treuburg, jetzt Dorfstraße 23, 23714 Malente, am 24. Mai

Berg, Gerda, aus Adelau, Kreis Elchniederung, jetzt Carl-Diem-Straße 36, 72760 Reutlingen, am 24. Mai

Bonk, Richard, aus Lötzen, jetzt Schubertstraße 4, 25524 Itzehoe, am 25. Mai

Bosch, Klaus, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Lübscher Kamp 63, 25524 Itzehoe, am 22. Mai

Ciesla, Karl, aus Wildenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Etzbachstraße 22, 72108 Rottenburg, am 23. Mai

Dziersk, Ursula, geb. **Kost**, aus Fröhlichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Ermbrachtstraße 4, 44379 Dortmund, am 22. Mai

Flath, Frieda, geb. **Szillat**, aus Kieslau, Kreis Elchniederung, jetzt Mannheimer Weg 23, 40229 Düsseldorf, am 25. Mai

Gentek, Anneliese, geb. **Jakob**, aus Neumalken, Kreis Lyck, jetzt Blankenheimer Straße 21, 53518 Adenau, am 27. Mai

Goskowitz, Rudolf, aus Wehlau, Klosterplatz, jetzt Alfred-Mehl-Straße 22, 91058 Erlangen, am 21. Mai

Hager, Ursel, geb. **Reck**, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Gieslinger Straße 53, 71229 Leonberg, am 21. Mai

Härtig, Ursula, geb. **Brech**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Theodor-Körner-Straße 39, 04808 Wurzen, am 24. Mai

Kahrohs, Friedrich, aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Heimatstraße 45/1, 88046 Friedrichshafen, am 27. Mai

Kaiser, Erika, geb. **Großmann**, aus Lötzen, jetzt Dierkower Höhe 41, 18146 Rostock, am 21. Mai

Kantop, Elly, geb. **Dyga**, aus Rossen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Schlesierstraße 22, 72406 Bisingen, am 26. Mai

Kasper, Wilma, aus Steinwalde, Kreis Lötzen, jetzt Krimhildstraße 5, 46149 Oberhausen, am 26. Mai

Kaßuba, Helmut, aus Treuburg, jetzt Harlinger Weg 16, 26386 Wilhelmshaven, am 23. Mai

Keiluweit, Erna, geb. **Raffel**, aus Wönicken, Kreis Osterode, jetzt Mattenburger Straße 61 b, 27624 Bederkesa, am 24. Mai

Klauschies, Ingeborg, geb. **Husinstein**, aus Schönrade, Kreis Wehlau, jetzt Am Roggenkamp 1, 48165 Münster, am 24. Mai

Köhler, Ella, geb. **Gajewski**, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Steinenfeld 61, 42107 Wuppertal, am 24. Mai

Niedzkowski, Helmut, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Märkische Straße 109, 44141 Dortmund, am 21. Mai

Pingel, Hildegard, geb. **Jelinski**, aus Satticken, Kreis Treuburg, jetzt Fasanenweg 14, 58119 Hagen, am 23. Mai

Pohl, Bruno, aus Arnsdorf, Kreis Mohrungen, jetzt Wiesenweg 20, 03130 Spremberg, am 20. Mai

Priebe, Gerda, geb. **Sych**, aus Hallenfelde, Kreis Goldap, jetzt Am Klarpfuhl 22, 12355 Berlin, am 27. Mai

Pyrags, Friedrich, aus Kämpen, Kreis Elchniederung, jetzt Egerländer Weg 42, 74523 Schwäbisch Hall, am 22. Mai

Rössig, Grete, geb. **Kaminski**, aus Lötzen, jetzt Wiesenstraße 24, 30880 Laatzen, am 22. Mai

Scharf, Käte, geb. **Habacker**, aus Stampelken, Kreis Wehlau, jetzt Richard-Loesche-Straße 15, 06132 Halle, am 21. Mai

Schimnossek, Helmut, aus Willkassen, Kreis Treuburg, jetzt Villigster Straße 39, 58239 Schwerte, am 27. Mai

Schmidt, Heinrich, aus Warchallen, Kreis Neidenburg, jetzt Kühneweg 48, 23795 Bad Segeberg, am 23. Mai

Schulz, Elfriede, geb. **Casimir**, aus Preußisch Holland, jetzt Hundsteinstraße 14, 12107 Berlin, am 26. Mai

Schulz, Franz, aus Altdamm, Pommern, jetzt Hoopterstraße 44, 21423 Winsen, am 22. Mai

Steiger, Annemarie, geb. **Biermann**, aus Ortelsburg, jetzt Friedrich-Weinbrenner-Straße 2, 69126 Heidelberg, am 24. Mai

Trinker, Paul, aus Steintal, Kreis Lötzen, jetzt Kleine Mühlenstraße 3, 24589 Nortorf, am 25. Mai

Voigt, Ruth, geb. **Schreckling**, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Osloer Straße 3, 17493 Greifswald, am 26. Mai



zur Goldenen Hochzeit

Bludau, Johannes, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil und Frau Anneliese, geb. **Chors,** aus Bissendorf, jetzt Alter Postweg 8, 30900 Wedemark, am 24. Mai

Naujokat, Helmut, aus Dürrfelde, Kreis Ebenrode, und Frau Erika, geb. **Friebe**, aus Maiwaldau, jetzt Im Dorfe 1, 29223 Celle, am 3. Mai

Thurau, Helmut, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil und Frau Marianne, geb. **Müller**, aus Melau / Stade, jetzt Wittkoppel 19, 22527 Hamburg, am 18. Mai

Klein, aber fein

25 erfolgreiche Jahre Dittchenbühne in Elmshorn

Von Ilse Rudat

Dieses Unternehmen firmiert jetzt unter „Forum Baltikum Dittchenbühne e.V.“ und hat sich zu einem zwar kleinen, aber feinen Kulturzentrum entwickelt, das sehr wichtige Aufgaben, insbesondere im kulturellen Bereich, sehr umsichtig und gekonnt wahrnimmt. Es gab eine Feier mit vielen prominenten Gästen aus allen Bereichen der Gesellschaft.

Der Dittchenbühne, als ein gemeinnütziger Verein am 21. März 1982 gegründet, gehören jetzt 921 Mitglieder, darunter besonders viele Jugendliche, häufig Ostpreußen, deren Nachkommen und solche, die sich allgemein für die Theaterarbeit interessieren, an. Zur Zielsetzung gehört unter anderem die interkulturelle Zusammenarbeit, insbesondere mit den Ostseeanrainerstaaten – innerhalb der Metropolregion Hamburg, im Kreis Pinneberg und in der Stadt Elmshorn.

Es wurde eine sozio-kulturelle Begegnungsstätte für alle Altersgruppen, ein Kinder- und Erwachsenentheater. Ziel die Pflege und Weiterentwicklung des Kulturgutes der deutschen Ostgebiete, die Erweiterung des regionalen und überregionalen Kultur- und Freizeitangebotes mit Kursen, Reisen und Aktivitäten im Ausland, die Förderung der Integration von Ausländern und die Betreuung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen.



Arno Surminski mit dem Chef der Dittchenbühne, Raimar Neufeldt. Foto: IR

Das Theater ist inzwischen bekannt geworden durch anspruchsvolle Stücke und vor allem durch die einmaligen Weihnachtsmärchen, die von den Kindern sehr geliebt werden. Die Liste würde zu lang werden, wollte man alle Aktivitäten dieser Institution aufführen.

Raimar Neufeldt, der Chef des Hauses, freute sich, auch den bekannten ostpreußischen Schriftsteller Arno Surminski begrüßen zu können. Dieser hatte sein neustes Buch „Gruschelke und Engelmannke – Geschichten auf Ostpreußisch und Hochdeutsch“, mitgebracht und las eine Kostprobe daraus. Es gab starken Beifall, Blumen, viel Lob und Dank für alle Mitstreiter und danach noch ein gemütliches Beisammensein.

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

Pfingstlager – Dieses Jahr findet das Pfingstlager vom 24. bis 28. Mai in Tolkemit / Kr. Elbing statt. Auf dem Programm stehen unter anderem: Marienburg, Elbing, Cadinen, Frauenburg, Kahlberg. Einzelheiten auf www.ostpreussen-info.de/bjo/einlpfingsten07.pdf. Info: E-Mail: Pfingstlager2007@gmx.de oder unter Telefon (0 24 51) 91 29 26 (Raphael Schmelter).



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Stuttgart – Der Erste Vorsitzende Helmut Urbat begrüßte die Mitglieder zur Jahreshauptversammlung. Er gedachte der Verstorbenen des letzten Jahres, darunter auch des ehemaligen Vorsitzenden Herbert Muschlin. Danach berichtete er von den vielseitigen Veranstaltungen des letzten Jahres bis in den April 2007 hinein. Mit Freude konnte der Kassenwart, Manfred Aschpalt, einen sehr sorgfältigen Kassenbericht abgeben. Um so mehr wird bedauert, daß er sein Amt an Magdalene Hammer abgegeben hat. Zugleich kündigte Lm. Urbat eine Beitragserhöhung von 15 auf 20 Euro an. einstimmig erfolgte die Entlastung des Vorstandes. Eine Neuwahl gab es mit Klaus-Peter Okun (Organisationsleiter) und Heidelore Barth (Kulturwartin). Urbat und Margarethe Sorg (Zweite Vorsitzende) hatten sich bereit erklärt, noch ein weiteres Jahr zu bleiben. Anschließend folgte die Ehrung langjähriger Mitglieder für deren Treue: zehn, 20, 25, 35 und 45 Jahre Mitgliedschaft, wobei ihnen eine Treueurkunde verliehen wurde. Ein „Goldenes Ehrenzeichen“ hatte die Leiterin der Landesgruppe, Uta Lüttich, von der LO erhalten. Der Vorstand und die Gruppe gratulieren ganz herzlich zu dieser hohen Auszeichnung.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Sonnabend, 19. Mai, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den „Zirbelstuben“. Astrid v. Menges referiert über „Königsberg gestern, heute, morgen“. Anschließend: Matjesessen.

Fürstenfeldbruck – Freitag, 1. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Auf der Lände.

Kempten – Sonnabend, 2. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Peterhof“, Salzstraße, Kempten.

Kitzingen – Sonntag, 3. Juni, Stadtfest in Kitzingen mit einem großen Festumzug.

Weiden – Sonntag, 3. Juni, Treffen der Gruppe im „Heimgarten“. — Zur Muttertagsfeier konnte der Erste Vorsitzende Hans Poweleit wieder viele Landsleute und Gäste willkommen heißen und erinnerte an die Leistungen, die die Mütter im Kreise ihrer Familie vollbringen. Danach gratulierte die Kulturwartin Renate Poweleit der Kassiererin Ingrid Uschald zu ihrem Geburtstag im Mai. Zum Thema Muttertag trugen der Zweite Vorsitzende Norbert Uschald, Renate Poweleit und Ingrid Uschald unterhaltsame Geschichten und Gedichte vor. Norbert Uschald sorgte mit Mailiedern für die musikalische Umrahmung und berichtete anschließend von der Kulturwartetagung der Landesgruppe in Furth im Wald. Bei dieser Tagung wurden das mitunter schwierige Verhältnis der evangelischen Kirche Deutschlands zu den deutschen Vertriebenen im Wandel der Zeit und die aktuellen kirchlichen Aktivitäten im russischen Teil Ostpreußens behandelt. Der Höhepunkt war allerdings der Auftritt einer polnischen Schulklasse aus Gutstadt. Die Schüler konnten mit Gesang und Theaterspiel die Delegierten begeistern. Solidarisch mit den Vertriebenen zeigte sich ihr polnischer Lehrer: „Wir kennen eure Geschichte. Wir kennen euer Leid!“ Nach dem Tagungsbericht wurden die Anwesenden zu einer Brotzeit eingeladen und bekamen passend zum Muttertag beziehungsweise „Vatertag“ Geschenke überreicht.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Freitag, 8. Juni, 11 Uhr, Abfahrt ab ZOB Breitenweg zum Spargelessen im Landgasthaus Cordes in Ristedt. Die Frauengruppe lädt alle Mitglieder und Freunde zur Teilnahme ein. Es gibt Suppe, Spargel, Schinken und Schnitzel satt sowie Nachtisch. Nach dem Essen besteht Gelegenheit zu einem Spaziergang. Preis für die Busfahrt und Spargelessen: 30 Euro. Anmeldungen umgehend an Frau Richter, Telefon 40 55 15, oder in der Geschäftsstelle, Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18. Der Preis ist auf das Konto von B. Richter, Konto: 125 26 919, BLZ: 290 501 01 zu überweisen. – Die Jahreshauptversammlung hat den bereits guten Zuspruch des Vorjahres noch einmal überboten. 64 Mitglieder und Gäste waren erschienen, um die Berichte des Vorstandes zu hören, über die Regularien abzustimmen, vor allem aber um Vortrag und Lesung von Ruth Geede zu erleben, die die „Ostpreußische Familie“ lebendig werden ließ. Das Schlangestehen beim Signieren und beim Bücherkauf zeigten, daß Ruth Geede in ihrer eigenen natürlichen Art immer wieder das Empfinden der Ostpreußen trifft. – Einen noch größeren Zuspruch fand der 50. Ostpreußisch-Baltische Literaturabend. Mehr als 80 Besucher ließen es sich nicht nehmen, die letzte Folge dieser Veranstaltungsreihe zu erleben, die leider nicht fortgesetzt werden kann, da die Deutsch-Baltische Landsmannschaft in Bremen und Umgebung sich zu einer Weiterführung aus personellen und finanziellen Gründen nicht in der Lage sieht. Die Entstehung, der Inhalt und der erfolgreiche Verlauf dieser Veranstaltungsreihe wurde in einer 32seitigen Broschüre dokumentiert. Sie ist im Bremer Donat-Verlag erschienen und gibt auch Auskunft über Vortragende und Veranstalter dieser Kulturinitiative. Die Broschüre ist bei den kommenden Veranstaltungen der Gruppe zum Selbstkostenpreis von 5 Euro erhältlich. Sie kann aber auch über den Buchhandel bezogen werden. Autor: Heinrich Lohmann, „Fünfzig Ostpreußisch-Baltische Literaturabende in Bremen“, Donat Verlag, ISBN: 978-3-938275-32-0.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN



Insterburg – Mittwoch, 6. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123, 22459 Hamburg. Gemütliches Beisammensein und „Schabbern“ sowie ein Videovortrag werden den Tag bestimmen.

Königsberg – Sonnabend, 13. und Sonntag, 14. Oktober, Großes Königsberger Treffen in den Mozartsälen im Logenhaus am Dammtorbahnhof, Hamburg. – Bitte die Anmeldung bei Ursula Zimmermann, für den Jahresausflug am 29. Juni, bis zum 25. Mai nicht vergessen. – Wahlergebnis der Mitgliederversammlung: Erster Vorsitzender Hans-Jürgen Heinrich, Zweite Vorsitzende und Geschäftsstelle Ursula Zimmermann, Kassiererin Annelise Drevzen, Protokoll Christel Neumann, Beisitzer Heinz Plewka, Erika Javmer, Elisabeth Sierik, Rechnungsprüfer Friedrich Harff und Heinz Plewka.

Sensburg – Sonntag, 20. Mai, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Es ist ein gemütliches Beisammensein mit Singen vorgesehen. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 5. Juni, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 21. Mai, 15 Uhr, Zusammenkunft der Gruppe zu einem Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld. Auf dem Programm: „Ernstes und Heiteres über Pfingsten von einst und heute“.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – Sonnabend, 19. Mai, 15 Uhr, Mitgliederversammlung mit Neuwahl des Vorstandes im Gasthaus Zum Stadtgraben, Heppenheim. Nach der Wahl hält Prof. Dr. Waldemar Werner, Vorsitzender der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland, einen Vortrag: „Volk auf dem Weg“. Der Vortrag schließ sich an, an seinen Vortrag „Katharina II – die Große“. Geplant ist eine musikalische Umrahmung.

Darmstadt – Zu Beginn des Nachmittags rezitierte Erwin Balduhn ein Gedicht im heimatlichen ostpreußischen Tonfall. Gerhard Turowski sprach Gedanken zum 34. Psalm. Vorsitzender Dieter Leitner gedachte des vor einem Jahr verstorbenen Ehrenvorsitzenden der Ortsgruppe im Bund der Danziger, Horst Jantzon, der ihr 25 Jahre vorstand, sie 1948 mitgegründet hatte und an diesem Tag seinen 84. Geburtstag hätte begehen können. Brigitte Schröder las ein Frühlingsgedicht zu den Geburtstagsglückwünschen. Seinen Vortrag über Preußen hielt Vorsitzender Gerhard Schröder anläßlich des 60. Jahrestages der Auflösung des Staates Preußen durch das alliierte Kontrollratsgesetz Nr. 46. Dabei hat Preußen weniger Kriege geführt als andere Großmächte, seine Geschichte begann auch nicht mit Kriegen, sondern mit Erbschaften. Nach der Umwandlung des Ordenslandes, das man später Ostpreußen nannte, in ein weltliches Herzogtum kam es an die Hohenzollern. Später erbte es der brandenburgische Kurfürst. Preußens Aufstieg begann mit dem Großen Kurfürsten und seinen Reformen. Die Bedeutung Friedrichs I., der sich 1701 in Königsberg zum König in Preußen krönen ließ, liegt vor allem im Kulturellen. Unter Friedrich II. wurde der geistige Fundus dessen gelegt, was meist als Preußentum bezeichnet wird. Unter ihm wurde in Preußen als erstem europäischen Staat die Folter abgeschafft und die allgemeine Schulpflicht eingeführt. Preußen hatte die verfolgten Salzburger in Ostpreußen angesiedelt und die Hugenotten aufgenommen. Nach 1815 wurde aus einem absolutistischem Land ein moderner Verfassungsstaat. Schließlich vollendete Bismarck, was Friedrich der Große begonnen hatte. Die ersten Sozialgesetzgebung der Welt wurde geschaffen. Schon vor Bismarcks Demission kam es zu einer „totalen Sinnentleerung“. Der „geistlose pseudopreußische Wilhelminismus“ regierte. Schröder mahnte, daß man nur im Schwimmen gegen den Strom zur Quelle kommen könnte und man sich auf die positiven Werte besinnen sollte. Für seinen Vortrag gab es herzlichen Beifall.

Dillenburg – Mittwoch, 30. Mai, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Café Eckstein, Königsberger Straße, Dillenburg. Nach dem Kaffeetrinken wird Manfred Hoyme über den Deutschen Ritterorden mit der Residenz Marienburg sprechen: „Episoden aus der Zeit des Hochmeisters Heinrich v. Plauen (1410–1413)“. – Bei der letzten Versammlung konnte Lm. Hoffmann zahlreiche Mitglieder und Gäste begrüßen. Nach dem Kaffeetrinken berichtete Gerda Weber von ihrer Erkundungsfahrt nah Ostpreußen. Ihre Tochter hatte einen Flug nach Danzig sowie einen Mietwagen zur Weiterfahrt gebucht. Nach der ersten Zwischenübernachtung in Elbing ging es am nächsten Morgen weiter über Mehlsack nach Landsberg. Ein Teil der Strecke führte über die alte Reichsstraße 1, die mal von Aachen nach Königsberg führte, zu erkennen an den noch immer liegenden alten Betonplatten. An der Straße nach Landsberg standen dann alte Kruschkebäume mit den wilden harten Birnen, an die sich Frau Weber aus ihrer Kindheit erinnerte. In Landsberg besuchte sie zuerst das Rathaus, dann die Kirche, in der sie konfirmiert worden war. Im Innern ist die Kirche völlig verändert gegenüber früher. Wahrscheinlich wird sie von russisch-orthodoxen Christen genutzt, es leben viele nach dem Krieg dorthin umgesiedelte Ukrainer dort. Dann fuhren beide Damen weiter nach Eichen, wo Frau Weber als Kind gelebt hatte. Sie zeigte ihrer Tochter den Hof der Eltern. Als sie vor neun Jahren schon einmal dort gewesen war, waren auch Fotos gemacht worden, und die junge Frau, die jetzt mit ihrer Familie dort lebt, erkannte Frau Weber anhand des Fotos wieder. Anschließend fuhr man weiter in Richtung Orschen, wo sie geboren wurde. Von dem Ort ist aber nichts mehr erhalten. Überhaupt ist die ganze Gegend, so dicht an der Grenze zum Königsberger Gebiet, sehr öde und verwildert, es gibt auch kaum Landwirtschaft, geschweige den ordentliche Straßen. Übernachtet wurde in Braunsberg (Braniewo). Am nächste Tag ging es Richtung Haff, und über Cadinen kam man nach Kahlberg. Von dort weiter zur Übernachtung nach Frauenburg. Nach dem Frühstück wurde der Dom besichtigt und das kleine private Museum im Domhof. In diesem hat eine ältere Frau zahlreiche Dinge ermländischer Kultur zusammengetragen und zeigt diese den Touristen – gegen Zahlung eines freiwilligen Obolus. Am Nachmittag fuhren Frau Weber und ihre Tochter zurück nach Danzig um abends wieder zurückzufliegen. Die Zuhörer waren sehr angetan von den Ausführun-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Hörfunk & Fernsehen

Sonnabend, 19. Mai, 20.10 Uhr, N-TV: Stalin – Gesicht des Terrors.

Sonnabend, 19. Mai, 22.30 Uhr, ARD: Der letzte Befehl – Zum 100. Geburtstag von John Wayne.

Sonntag, 20. Mai, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 20. Mai, 17.30 Uhr, ARD: Islam-Import – 600 Imame der Religionsbehörde in der Türkei arbeiten in Deutschland.

Sonntag, 20. Mai, 20.40 Uhr, Arte: Themenabend – John Wayne.

Sonntag, 20. Mai, 21.15 Uhr, 3sat: Söhne ohne Väter. Gut ein Drittel aller 1933 bis 1945 geborenen Kinder verloren im Zweiten Weltkrieg ihre Väter.

Sonntag, 20. Mai, 22.05 Uhr, N24: Operation „Zitadelle“.

Montag, 21. Mai, 21 Uhr, ARD: Das Märchen vom gerechten Staat (2/2).

Dienstag, 22. Mai, 20.15 Uhr, ZDF: Rommels Krieg (1/2).

Freitag, 25. Mai, 22.05 Uhr, N24: Die Mauer – Todesstreifen in Berlin.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

gen. Zum Abschluß las Gundborg Hoffmann noch das Märchen „Wie der Storch an seine roten Stelzenbeine kam“ vor.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Braunschweig – Donnerstag, 28. Juni, 6.30 Uhr, Tagesausflug der Gruppe nach Wustrau. Dort wird das Brandenburg-Preußen-Museum besucht. Die Abfahrt erfolgt um 6.30 Uhr ab Wilhelmstraße. Bitte die Fahrpläne der öffentlichen Verkehrsmittel beachten. Der Fahrpreis beträgt 25 Euro einschließlich Museumseintritt. Gäste sind willkommen. Anmeldungen bei Horst Neumann, Wendenring 14, 38114 Braunschweig, Telefon (05 31) 33 86 40.

Buxtehude – Sonnabend, 2. Juni, 15 Uhr, Treffen in der Begegnungsstätte Hoheluft, Stader Straße 15. Ein „Märchenhaftes Programm“ mit anschließender Kaffeetafel erwartet Sie. Ein Kostenbeitrag wird nicht erhoben, aber eine Spende für die Arbeit der Gruppe erbeten. Anmeldungen bis zum 30. Mai.

Osnabrück – Donnerstag, 31. Mai, 15 Uhr, Literaturkreis in der Gaststätte Bürgerbräu.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Termine der Landesgruppe für das restliche Jahr 2007 und das Jahr 2008: 8. Juli 2007, Kleines Ostpreußentreffen auf Schloß Burg. 20.-22. September 2007, Ostpreußenseminar in Masuren (Landesgruppe). 27. Oktober 2007, Herbst-Kulturtagung in Oberhausen. 8. März 2008 Delegierten-, Kultur- und Frauentagung in Oberhausen. 10./11. Mai 2008, Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin. 25. Oktober 2008, Herbst-Kultur- und Frauentagung. 25. April 2009, Feierstunde zum 60jährigen Bestehen der Landesgruppe im Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf.

Bad Godesberg – Die Vorsitzende der Gruppe freute sich rund 100 Mitglieder und Freunde der Landsmannschaft zu dem Diavortrag: „Kulturdenkmale im Königsberger Gebiet – ihre Vergangenheit, ihre Zukunft (zweiter Teil)“ von Marianne Neuman begrüßen zu können. Sie wünschte den Besuchern nachträglich ein gesegnetes Osterfest mit dem „Osterglauben konkret“ von Ernst Wiechert, der in diesem Jahr 130 Jahre alt geworden wäre. Der zweite Teil des Vortrages über das Schicksal der Ordensburg und auch einzelner Gutshäuser Deutscher Vergangenheit wußte zu begeistern. Marianne Neuman begann mit einigen allgemeinen Ausführungen. In Ostpreußen, insbesondere im Königsberger Gebiet, befinden sich viele deutsche Kulturdenkmäler infolge inadäquater Nutzung und fehlender finanzieller Mittel in beklagenswertem Zustand. Vieles ist bereits unrettbar verfallen. Auch die seit dem Fall des Eisernen Vorhangs in Königsberg (Kaliningrad) tätige Denkmalbehörde konnte trotz unbestrittener Bemühungen den allgemeinen Niedergang nicht aufhalten. Inzwischen ist eine Kehrtwende in Sicht. Heute begreift man die wenigen noch verbliebenen Zeugnisse deutscher und preußischer Kultur zunehmend als Ausdruck einer gemeinsamen europäischen Kultur. Stärker als ihre Eltern und Großeltern, die nach dem Zweiten Weltkrieg in ein von fremden Traditionen geprägtes Gebiet kamen, identifizieren sich die jungen Kaliningrader (Königsberger) mit der deutschen Geschichte und Kultur des Gebietes, in dem sie geboren wurden. Und so gibt es zahlreiche private und staatliche Initiativen auf deutscher und auf russischer Seite, die auf die Rettung des noch vorhandenen Kulturgutes zielen. Der Vortrag befaßt sich unter anderem mit dem Schicksal der Ordensburgen Brandenburg, Insterburg, Labiau und Ragnit, der Kirchen Arnau, Tharau und Mühlhausen, einzelner Gutshäuser, zum Beispiel Weedern der Familie v. Zitzewitz, sowie erhaltenswerter Architektur in Königsberg und Tilsit (200 Jahre Tilsiter Frieden 1807–2007). Die brillanten Bilder sowie die Geschichtskenntnisse der Referentin begeisterten die Besucher. Sie freuen sich bereits jetzt über den angekündigten Vortrag über Westpreußen, der im Herbst stattfinden soll.

Bonn – Dienstag, 5. Juni. 19 Uhr, Treffen der Gruppe im „Haus am Rhein“, Elsa-Brändström-Straße 74, Bonn. Dr. Ehrenfried Mathiak referiert über „Das Privateigentum – eine Menschenrechtsfrage“.

Düren – Freitag, 18. Mai, 18 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatabend mit Jahreshauptversammlung und Neuwahl des Gesamtvorstandes.

Gevelsberg – Sonnabend, 19. Mai, 17 Uhr, kultureller Heimatabend in der Gaststätte Keglerheim, Hagener-Straße 78. Für das Spießbratenessen im Juli werden an diesem Tag die Anmeldungen entgegengenommen. Näheres auf der Versammlung. Gäste sind herzlich willkommen.

Leverkusen – Die Jahreshauptversammlung stand ganz im Zeichen der Vorstandswahlen. Zu Beginn bat der Vorsitzende, Sigisbert Nitsche, um eine Schweigeminute für die Verstorbenen. Er erwähnte stellvertretende für alle den langjährigen Stellvertretenden Vorsitzenden Horst Mellenthin. Danach dankte der Vorsitzende dem bisherigen Vorstand für die vorzügliche Zusammenarbeit, den Kulturgruppen für ihre unschätzbare Leistung und allen, die mit ihrer Hilfe, wo immer sie gebraucht wurde, so viel für den Zusammenhalt der Gruppe getan haben. Danach folgte die genaue Berichterstattung aller zuständigen Funktionsträger, die mit Zufriedenheit und Zustimmung der Mitglieder aufgenommen wurde. Nach der Entlastung der Schatzmeisterin und des gesamten Vorstandes führte der gewählte Wahlleiter Heinz Lorenz die Wahl des neuen Vorsitzenden durch. Gewählt wurde in Wiederwahl Sigisbert Nitsche (Vorsitzender). Ein Stellvertreter konnte nicht gewählt werden, da kein Kandidat gefunden wurde. Der neue, weitere Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: Heinz Lorenz (Schriftführer), Christa Olk (stellvertretende Schriftführerin), Anna Pelka (Schatzmeisterin, Kulturreferentin, Frauengruppenleiterin), Else Huget (stellvertretende Schatzmeisterin, stellvertretende Kulturreferentin), Hedwig Zentek (stellvertretende Kulturreferentin), Christa Mehlmann, Gerhard Wedig, Erich Huget, Leonhard Wedig und Marta Kaminski Philippe (Beisitzer). Ruth Lorenz und Margott Nußbaum (Kassenprüfer), Agnes Thommek (stellvertretende Kassenprüferin). Der gesamte Vorstand wurde einstimmig gewählt, und alle haben die Wahl angenommen. Der Vorsitzende sprach die Hoffnung auf eine weitere so gute Zusammenarbeit aus. Nach einem Vesper wurde ein schönes kulturelles Programm gebracht. Die Tanzgruppe „Die flotten Marjellchen und Bowkes“ (Leitung Christa Mehlmann) boten schöne Tänze. Die Laiengruppe (Leitung Hedwig Zentek) brachte fröhliche Darbietungen und Werner Schröder und Hedwig mit ihren schönen Stimmen trugen zur Unterhaltung bei. All das wurde mit großem Beifall von den Anwesenden honoriert.

Neuss – Sonnabend, 2. bis Sonntag, 3. Juni, großer Jahresausflug ins Emsland mit Besichtigung der Meyer-Werft in Pepenburg. Anmeldung in der Geschäftsstelle, Telefon / Fax (0 21 37) 7 77 01, oder bei Agathe Skirol, Telefon (0 21 31) 15 06 91.

Wesel – Donnerstag, 31. Mai, 17 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Heimatstube. Kaiserring 4, Wesel. – Die Frauengruppe feierte ihr 20jähriges Bestehen. Die Leiterin der Frauengruppe, Waltraut Koslowski, konnte eine stattlich Zahl von Frauen zu diesem Ehrentag willkommen heißen. Die Leiterin umriß diesen 20jährigen Chronikbogen interessant und spannend. Was da so alles zum Vorschein kam, war schon so manchem Mitglied aus dem Gedächtnis entrückt. Das festliche Ausschmücken der Heimatstuben zu den Frühlings- und Erntedankfesten, Kulturabenden und zu den Weihnachtsfesten wurde alles fürs äußere Erscheinungsbild sowie für das leibliche Wohl von diesen hübschen Marjells mit viel Liebe, Mühe und Frohsinn über die 20jährige Bühne gebracht. Ausflüge in die nähere Umgebung wurde unternommen. Am Tag des Geburtstags wurde selbst gebackener Kuchen und Kaffee angeboten. Eine selbstgemachte Waldmeisterbowle machte bei lustig vorgetragenen Geschichten von Waltraut Koslowski und Liselotte Malle die Runde. Für die Zukunft sehen die Frauen zuversichtlich nach vorne. Mit einer Rose in der Hand, als Dank von Waltraut Koslowski überreicht, traten die Damen den Heimweg an.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Donnerstag, 30. Mai, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus“.

Gardelegen – Sonnabend, 2. Juni, 14 Uhr, Sommerfest der Gruppe in der Gaststätte Haus Altmark, Mieste. Das Fest wird gemeinsam mit der Rentnergruppe Mieste gefeiert, dazu gibt es ein musikalisches Programm.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Malente – Montag, 21. Mai, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant und Café Neue Börse, Lindenallee 14, Malente. Aus aktuellem Anlaß wird Hans Joachim Bartel vom Heimat- und Verschönerungsverein Malente einen Vortrag über „Malente – Im 20. Jahrhundert (1901–2000)“. Gäste sind herzlich willkommen. Der Eintritt ist frei.

Sagen und Legenden

Am Ufer der Angerapp, am Fuße des Berges Kamsvikus ist es zur Nachtzeit nicht geheuer

Es ist ja bekannt, daß über viele Schlösser und Burgen geheimnisvolle Legenden kreisen. Nicht weit von Insterburg erhebt sich am rechten Ufer der Angerapp ein Berg: der Kamsvikus hieß. Auf seiner Höhe sind noch Überbleibsel einer einstigen Bewehrung zu entdecken. Hier soll vor langer, langer Zeit eine Burg gestanden haben, deren letzter Besitzer Kamsvikus hieß. Von ihm weiß die Sage zu vermelden, daß er ein überaus harter, wüster und grausamer Herr war. Er knechtete und mißhandelte seine Untertanen, er saugte dem Land den letzten Blutstropfen aus und führte selbst ein überschwengliches, lasterhaftes Leben. Darin soll aber seine Frau ihn noch bei weitem übertroffen haben. Einst ließ sie von Spießgesellen ihren eigenen Mann überwältigen und lebendigen Leibes in den Gewölben der Burg einmauern. Nun, als Alleinherrin trieb sie es ärger als zuvor. Die wüsten Gelage und Feste auf der Burg nahmen kein Ende, während ringsumher die graue Not in den ärmlichen Hütten ein ständiger Gast war. Endlich sollen sich die Götter des geknechteten Volkes erbarmt haben. Im Zorn zerschlugen sie die Burg, begruben die Fronherrin samt ihrer übermütigen, lasterhaften Gesellschaft unter den Trümmern. Seither ist es an diesem Ort zur Nachtzeit nicht recht geheuer. Denn die Schloßherrin ward verdammt, in alle Ewigkeit in Gestalt einer schwarzen Kuh umherzugehen; sie wird von einer pechschwarzen, glutäugigen Katze in wilder Jagd im Dickicht umhergetrieben und ihr klagendes Muhen läßt dem nächtlichen Wanderer das Blut in den Adern erstarren. Die Katze aber ist kein anderer als der Kamsvikus; denn auch ihm ist die ewige Ruhe versagt geblieben. Am Fuß des Berges befindet sich ein 25 Fuß langer und 24 breiter Stein. Das Volk will wissen, daß dieser Stein die Grabstätte des Sohnes der Kamskikus bezeichnet. Von ihm erzählt man sich, daß er ein Herz für die geknechteten Untertanen hatte und, wo er konnte, zu lindern suchte, was die Grausamkeit der Eltern verschuldete. Als ihn der Vater dereinst ertappte, wie er Brot an die Hungernden austeilte, erschlug er ihn im blinden Zorn. Aus Dankbarkeit hat ihm das Volk ein Denkmal errichtet: ein geschmiedetes Kreuz. Ein solches Kreuz wird noch heute in der Kirche von Insterburg aufbewahrt. Man hat es einst bei Bauarbeiten gefunden und glaubt, daß es sich um jenes Denkmal der Barmherzigkeit handelt. Vom Edelmut dieses Jünglings und seinem Tod wissen noch manche litauischen und deutschen Volkslieder zu berichten. Soviel von uralten Zeiten und ihren Legenden, die auch in jetziger Zeit viele Baudenkmäler erscheinen lassen. *EB*

> Ein überaus grausamer und harter Herr

> Lasterhaftes, überschwengliches Leben

Gänsegeschichten

Neues Buch von Renate Düpjohann

Besonders treue Leser erinnern sich vielleicht noch an den Namen Renate Düpjohann. Vor vielen Jahren veröffentlichte *Das Ostpreußenblatt* Tiererzählungen und Naturbetrachtungen der auf einem Bauernhof geborenen Ostpreußin. Die Liebe zu allem, was da kreucht und fleucht, war ihr in die Wiege gelegt worden, dazu noch die Begabung, darüber anschaulich zu schreiben. Nun hat die engagierte Tierschützerin ein neues Buch vorgelegt: „Aus dem Leben der Teichbewohner“. Hier erzählt sie von den Verstrickungen, Sorgen und Nöten der Mischlingsgans Klara, der Nilgans Kleopatra, genannt Kleo, und des Kanadaganters Hugo. Sie leben mit Holger, Gerd, Huby sowie Donja, Apoll und Amora – allesamt gefiederte Zweibeiner – auf den Teichen des Kurparks in Bad Nauheim. Es sind eben nicht „alles nur Parkenten“, die da herumdümpeln. Renate Düpjohann hat lange und genau hingeschaut, Unterschiede entdeckt und Verhaltensweisen aufgedeckt, die manches Mal an die der Menschen erinnern. Amüsant und lehrreich zugleich. Ein zweiter Band ist übrigens schon in Vorbereitung. man

Renate Düpjohann: „Aus dem Leben der Teichbewohner I“, *Stift und Drucker Verlag, 56814 Bruttig-Fankel, 60 Seiten mit Farbfotos, brosch., 6,90 Euro.*

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

10. Angerburger Heimattreffen in Güstrow – In diesem Jahr treffen sich die Angerburger und deren Freunde zum zehnten Mal in der schönen Barlachstadt Güstrow. Am 23./24. Juni 2007 im Bürgerhaus, Sonnenplatz 1, nahe dem Stadtzentrum, wollen wir uns versammeln und uns gemeinsam an unsere Heimat und alles erinnern, was wir in den Jahren danach erlebt haben. Dazu sind Sie, Ihre Verwandten und Bekannten sehr herzlich eingeladen. An beiden Tagen ist der Saal ab 10 Uhr geöffnet, und es werden kleine Speisen und Getränke angeboten. Am Sonnabend, dem 23. Juni, wird ein Ausflug zum Gestüt nach Ganschow angeboten. Die Kosten für den Bus mit Führung durch das Gestüt und Vorstellung wertvoller Zuchtpferde mit Trakehner Abstammung einschließlich Kaffee und Kuchen betragen 12 Euro. Der Bus fährt pünktlich um 13.30 Uhr in der Nähe des Bürgerhauses ab. Aus organisatorischen Gründen ist eine vorherige schriftliche Anmeldung mit Anzahl der teilnehmenden Personen bis zum 16. Juni an Karin und Günther Büttner, Pustekowstraße 29, 18273 Güstrow, erforderlich. Um 20 Uhr findet im Bürgerhaus ein Heimatabend mit Hans Todt statt. Am Sonntag, 24. Juni, findet um 10 Uhr im Dom zu Güstrow ein evangelischer Gottesdienst statt. Um 11.30 Uhr treffen sich alle Besucher zu einer Feierstunde im Bürgerhaus. Anschließend geselliges Beisammensein und Mittagessen im Bürgerhaus. Zimmer vermittelt die Güstrow-Information, Domstraße 19, 18273 Güstrow, Urlaubs-Hotline, Telefon (018 05) 68 10 68, Fax (0 38 43) 68 20 79.



FISCHHAUSEN

Kreisvertreter: Wolfgang Sopha, Geschäftsstelle: Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Tel.: (0 41 01) 2 20 37 (Di. und Mi., 9 bis 12 Uhr, Do. 14 bis 17 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg, E-Mail: geschaeftsstelle@kreis-fischhausen.de

Internationaler Museumstag – Zum ersten Mal nimmt die Kreisgemeinschaft an dem internationalen Museumstag am 20. Mai 2007 mit einer Sonderausstellung teil. Gezeigt werden Farbfotos von Wand- und Deckenmalereien der Burg Lochstedt, welche 1942 / 43 noch aufgenommen wurden. Die Bilder sind uns von dem Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München zur Verfügung gestellt worden. Ebenfalls warten eine Rallye, ein interessanter Bücherstand sowie ein Pillkaller auf Sie. Wir freuen uns auf Ihren Besuch. Geöffnet ist unser Samlandmuseum am 20. Mai von 13 bis 18 Uhr. Sie finden uns im Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Telefon (0 41 01) 2 20 37.



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

Treffen der ehemaligen Lagerinsassen von Roßlinde / Brakupönen – Zu einem Treffen werden alle ehemaligen Insassen des Lagers Roßlinde / Brakupönen, am Freitag, dem 29. Juni 2007, 11 Uhr, bei Manfred Bethke, Obere Dorfstraße 3, 04653 Narsdorf, Telefon (0 34 34) 66 10 15, herzlich eingeladen. Auskünfte erteilt auch Günter Bürger, Klettenstraße 40, 04329 Leipzig, Telefon (0 34 12) 51 59 53.



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Sonderreise nach Rhein (Ryn) – Sonntag, 6. bis Mittwoch, 20. Juni, 11 Tage / 10 Übernachtungen – Schneidemühl (1x), Rhein (7x), Danzig (1x), Stettin (1x). 10. Juni: Abreise 7 Uhr ab Bochum mit Zusteigemöglichkeiten in Dortmund, Bielefeld, Hannover, Berlin-Schönefeld und direkt vor dem Grenzübergang. Abendessen und Übernachtung im Hotel Gromada, Schneidemühl. 11. Juni: Weiterreise über Bromberg, Graudenz, Osterode nach Rhein. Einquartierung, Abendessen und Übernachtung. 12. Juni: Ausflug nach Nikolaiken mit anschließende Schiffsfahrt auf dem Spirdingsee. 13. Juni: Der Tag steht zur freien Verfügung. 14. Juni: Ausflug nach Lötzen und Angerburg. 15. Juni: Der Tag steht zur freien Verfügung. Der Busfahrer hat seinen gesetzlich vorgeschriebenen turnusmäßigen freien Tag. 16. Juni: Ausflug nach Sensburg und Allenstein. 17. Juni: Ausflug über Arys nach Lyck. 18. Juni: Nach dem Frühstück Abreise Richtung Maldeuten. Möglichkeit zur Schiffsfahrt auf dem Oberlandkanal bis Elbing, über Marienburg (Fotostop) fährt der Bus weiter nach Danzig. Einquartierung, Abendessen und Übernachtung. 19. Juni: Nach einer kurzen Stadtbesichtigung von Danzig weiterreise über Lauenburg, Stolp, Köslin nach Stettin. Abendessen und Übernachtung im Hotel Radisson. 20. Juni: Heimreise auf der Strecke der Hinreise. Programmänderungen vorbehalten. Reisepreis pro Person bei Übernachtung im DZ / HP, Ausflüge laut Programm 761 Euro (bei mindestens 25 Teilnehmern), EZ-Zuschlag 135 Euro. Es wird allen Teilnehmern der Abschluß einer Auslandskrankenversicherung empfohlen. Diese kann auch beim Reiseveranstalter abgeschlossen werden. Jeder Reiseteilnehmer benötigt einen noch über das Reiseende hinaus sechs Monate gültigen Reisepaß, oder einen noch über das Reiseende hinaus sechs Monate gültigen Personalausweis. Für Reisegäste, die mit der Bahn zum Zustiegsort fahren, bietet das Reiseunternehmen stark ermäßigte Fahrkarten an. Nähere Auskünfte erteilt Gertrud Haas, Friedrichstraße 28, 44581 Castrop-Rauxel, Telefon (0 23 05) 7 94 57.



OSTERODE

Kreisvertreter: Dieter Gasser, Friedrich-Lamp-Str. 8, 24306 Plön, Tel. (0 45 22) 59 35 80. Geschäftsst.: Martin-Luther-Platz 2, 37520 Osterode am Harz., Tel. (0 55 22) 91 98 70. KGOeV@t-online.de; Sprechstunde: Di. 9–12, Do. 14–17 Uhr.

Fahrt nach Gilgenburg und Umgebung – Gilgenburg im Kreis Osterode und Umgebung. Von Sonntag, 2. bis Sonntag, 16. September (15 Tage und 14 Übernachtungen). Wie in den vergangenen Jahren fahren wir auch in diesem Sommer wieder nach Ostpreußen. Zielort ist Gilgenburg. Wir wohnen dort im Hotel Inter Piast, einem sehr schön gelegenen Hotel in Kalborn, direkt am Großen Damrausee. Von dort aus kann man sehr gut alle Städte und Dörfer im Kreis Osterode erreichen. Wer zwischendurch ruhen und entspannen möchte, kann das im Bereich des Hotels oder am Hotelstrand tun. Die Fahrt beginnt in Essen-Überruhr. Zusteigemöglichkeiten entlang der Fahrtroute an den Autobahnraststätten nach Vereinbarung. Abfahrt in Essen um 6 Uhr nach Dortmund Hauptbahnhof / ZOB. Weiterfahrt über die BAB 2 in Richtung Recklinghausen – Hamm – Bielefeld – Hannover Hauptbahnhof / ZOB – Braunschweig – Magdeburger Börde – Berlin – Küstrin – Landsberg an der Warthe – Schneidemühl – Neustettin – Stolp – Lauenburg – Leba / Düne – Roßendorf – Heisternest – Jurata – Halbinsel Hela – Gotenhafen – Zoppot – Danzig – Cadinen – Frauenburg – Bartenstein – Rastenburg – Lötzen – Busrundfahrt um die Seenplatte – Wolfsschanze – Heiligenlinde – Angerburg – Schiffsfahrt von Lötzen nach Nikolaiken – Kruttinna – Ortelsburg – Hohenstein – Gilgenburg (Aufenthalt 8 Tage) – Rückfahrt über Soldau – Strasburg – Thorn – Hohensalza – Themessen – Gnesen – Posen – Schwiebus – Sternberg – Frankfurt / Oder – Braunschweig – Goslar – Osterode / Harz (Besuch des Hauptkreistreffens der Kreisgemeinschaft) – Essen. Fahrtkosten: 855 Euro pro Person im DZ, 955 Euro pro Person im EZ. In den Fahrtkosten sind enthalten: Vollpension (Frühstück, Mittag- und Abendessen), Ausnahmen: Getränke zu den Mahlzeiten und an der Bar. Verzehr an den BAB-Raststätten auf der Hin- und Rückfahrt, Fahrtkosten von und nach Essen, Ausnahmen: Benutzung von Mietwagen, Taxen und öffentlichen Verkehrsmitteln vor Ort. Zahlungen: Eine Anzahlung von 300 Euro pro Fahrtteilnehmer gilt als Bestätigung der schriftlichen Anmeldung. Restzahlung bis zum 16. Juli an Dieter Malter, Hinseler Hof 1289 a, 45277 Essen, Telefon (02 01) 6 46 22 91, Fax (02 01) 6 46 22 91, Mobil (01 78) 6 58 21 62. Einzahlungen unter dem Kennwort „Fahrt 2007.3“ auf das Konto: 13 29 200, BLZ: 360 50 105, Sparkasse Essen. Eine Auslandsreise-Krankenversicherung und eine Reise-Rücktrittskosten-Versicherung werden empfohlen. Zu Ihrer Information: Das Regionaltreffen findet am Sonntag, 20. Mai 2007, 10 Uhr, in der Maximilianhalle / Maximilianpark, Alter Grenzweg 2, Hamm, statt. Fall Sie zum Regionaltreffen kommen, können Sie mich am Tisch „Gilgenburg“ persönlich treffen.

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite XX

Leise Töne

Zum Tode von Alfred Kobusch

Von GEORG GREGULL

Plötzlich und unerwartet mußten wir Abschied nehmen von unserem hochverdienten über die Grenzen Remscheids hinaus bekannten Landsmann und Chorleiter des Ostpreußen-Chores Remscheid Alfred Kobusch.

Als 16jähriger von den Russen aus seinem Heimatort Neu-Münsterberg verschleppt, wurde er erst 1949 aus Sibirien nach Rest-Deutschland entlassen und begann nach einem neuen Lebenssinn zu suchen. Zunächst wiedervereint mit seinen Eltern in Schleswig-Holstein, kam er durch einen Kriegskameraden nach Remscheid, wo er auch seine spätere Frau Hannelore kennen- und lieben lernte. Dieser Ehe entsproß die Tochter Eveline. In der stark zerbombten Stadt fand sich auch schnell eine Arbeit, so daß das Leben grundgesichert war. In dieser Zeit schon schloß er sich seinen Schicksalsgefährten an.

Die Liebe zur Musik wurde ihm bereits in die Wiege gelegt und als Kind durch seinen Vater vermittelt. Sie hatte ihm geholfen, die schweren Jahre der Gefangenschaft zu überstehen. Bald wirkte er im Kreis gesangsfreudiger Landsleute, die schon einen Singkreis zu besonderen Anlässen gebildet hatten, mit und warb durch sein Engagement weitere Sänger hinzu. 1954 übernahm er den Dirigentenstab und erfreute seine Landsleute zum ersten Mal zur Weihnachtsfeier mit einigen Liedern im mehrstimmigen Satz. Er führte musikalisch den Ostpreußen-Chor über Jahrzehnte hindurch zu seiner Blüte und einer beliebten Chorgemeinschaft, die vor drei Jahren ihr 50jähriges Bestehen feiern konnte.

In die Anfangszeit 1954 fiel auch die Gründung des Verbandes des Ostdeutscher Chormusik in Köln im Funkhaus, deren Gründerväter er einer gewesen ist. Außerdem arbeitete er in der Landsmannschaft Ostpreußen im Vorstand mit, solange er diese ehrenamtliche Tätigkeit mit Beruf und Berufung in Einklang bringen konnte. Inzwischen ist der Ostpreußen-Chor, hervorgegangen aus der Landsmannschaft, längst erwachsen und selbständig geworden.

Sein mitgegebenes Talent hat er in den Nachkriegswirren aus Mangel an Schulungsgelegenheit mit Liebe und Ausdauer autodidaktisch weiterentwickelt. Als Mitglied seiner Landsmannschaft blieb er ihr stets treu und machte es immer wieder möglich da zu sein, wenn sie ihn brauchte, und sie benötigte ihn und den Ostpreußen-Chor des öfteren im Jahr. Obwohl er das 78. Lebensjahr fast vollendet hatte – was man ihm nicht ansah – ist er viel zu früh abberufen worden.

Er wird uns sehr fehlen. Vergessen werden wir ihn nie, solange wir von ihm erzählen können.

Zurück zu den Wurzeln

Schwermer Marzipan kann man nun auch wieder in Königsberg kaufen

Von Barbara Knoll

Die Fahrkarte hält Dietrich Stiel, Seniorchef der Firma Schwermer, fest in der Hand. Das Datum der ordentlich gelösten Karte: 14. Februar 1944 – Valentinstag. Charlotte Stiel, seine Mutter, mußte damals mit ihrer Tochter Liselotte Königsberg verlassen. „Mit dem letzten Zug ist sie geflohen, nicht ahnend, ihre Heimat, ihr Café niemals wieder zu sehen", erzählt Stiel. Er hatte sich bereits freiwillig mit 17 Jahren zum Militär gemeldet, sah seine Familie erst nach der Gefangenschaft in Rußland in Wörishofen wieder. Heute freut sich der Unternehmer, daß Schwermer-Marzipan nun wieder in Königsberg verkauft wird, seit 2006 vertreibt Kunde Oleg Popov die süße Verführung in der russischen Enklave, die heute bei den Russen „Kaliningrad" heißt.

Dietrich Stiel kann sich noch gut an Ostpreußen erinnern, das heute teils russisch, teils polnisch verwaltet ist. Aber, auch er ist nie wieder dorthin zurückgekehrt. „Meine Heimat ist jetzt hier in Bad Wörishofen, und mit Ostpreußen verbinde ich eben meine Kindheit, die finde ich dort nicht mehr wieder und auch nicht das Volk der Ostpreußen". So hat es mich nie zurückgezogen", erklärt Stiel. Seine nicht allzu gute Meinung von Polen und Russen – „alles Erziehungssache" – revidierte er erst, als einige Kunden zu Besuch in die Kneippstadt kamen und er sie näher kennenlernte: „Sehr herzliche, liebenswerte Menschen." Auch dem EU-Beitritt Polens sei er anfänglich sehr skeptisch gegenübergestanden. „Als Unternehmer mußte ich aber schon immer flexibel sein, habe mir unterschiedlichste Meinungen angehört und heute weiß ich der EU-Gedanke ist der einzig richtige", so Stiel.



Dietrich Stiel war nie wieder in der Heimat. In seiner Hand hält er die Fahrkarte für den Flucht-Zug. Fotos (2): BK

Außerhalb der Stadt besaß die Familie ein Gut, unbeschwerte Kindheit habe er dort erleben können: „Wir Kinder durften mit auf die Felder, wurden zu Hause von Privatlehrern unterrichtet." Von den Hunden weiß Dietrich Stiel sogar noch die Namen und auch an ein zahmes Reh erinnert er sich. „Schöner kann eine Kindheit eigentlich nicht sein", bilanziert er. Als er zehn Jahre alt war, zog die Familie in die Stadt, direkt am Ufer des Schloßteiches in Königsberg. Die Terrassen des Cafés dienten ihm fortan als Spielplatz. Mutter Charlotte führte das 1000 Sitzplätze umfassende Café, das 1894 sein Großvater Henry Schwermer gegründet hatte. Marzipan, Pralinen und Baumkuchen wurden hergestellt. Nach rauher Schulzeit an einer öffentlichen Schule stellte sich schon bald die noch rauhere Kriegswirklichkeit ein, der Polenfeldzug begann. „Anfangs fand ich alles ja noch toll, die sogenannten Helden, Ritterkreuzträger kamen ins Café, berichteten von ihren Feldzügen, und eines war klar – ich werde auch ein Held", so Stiel. In Stettin machte er seine Flugzeugführerausbildung. Als die Schule aufgrund des Benzinmangels schließen mußte, wurde er Fallschirmspringer. Zum Einsatz schickte man ihn dann nach Italien und Österreich, wo er in einem Waldstück kurz vor Linz vom Ende des Krieges erfuhr und zuerst in amerikanische, dann in russische Kriegsgefangenschaft kam.

Ende 1945 zurück in Deutschland konnte Dietrich Stiel kurze Zeit später Schwester und Mutter in die Arme schließen. Charlotte Stiel kannte die Kurstadt von vorausgegangenen Kuraufenthalten, hier hatte sie noch ein Fahrrad und einen Tennisschläger deponiert, plötzlich nach dem Krieg ein wertvolles Gut. Im Kurheim „Brandl" habe man zuerst in einem Zimmer gewohnt, die Mutter arbeitete bei einem Amerikaner im Haushalt und Dietrich Stiel half als Hausmeister aus. Die Mutter habe auch Puppen genäht, er mußte sie verkaufen. Mit der Währungsunion ging es aufwärts, in der kleinen Küche flämmte Charlotte wieder ihr erstes eigenes Marzipan, und der Traum von einem neuen Café ging bereits 1954 in Erfüllung.

Kurz bevor Dietrich Stiel sein Unternehmen an Sohn Peter übergab, hat er noch einmal damit geliebäugelt, ein Café in Königsberg zu eröffnen, dann aber doch lieber in den Standort Bad Wörishofen investiert.

Das vereinte und offene Europa erleichterte auch den Kontakt von Oleg Popov nach Bad Wörishofen. Paola Rauscher, Exportleiterin bei Schwermer, besuchte ihn 2006 in Königsberg. Er konnte ihr noch sehr genau zeigen, wo einst das Café gestanden hatte. Dem Bombenhagel 1944 ist es zum Opfer gefallen wie auch das Schloß. Eine kleine Genußstunde holte Paola Rauscher in der Wohnung von Galina Mamtova, Deutschlehrerin am Königsberger Museum, nach. Zum Kaffee gab es Schwermers Königsberg-Marzipan. „Fast so, wie damals im Café", sinnierte Galina Mamtova.

Paola Rauscher setzt im Gegensatz zu ihrem Chef auf die Begegnung. In einem Heft der Königsberger Philharmonie fand sie folgenden Text: „Im Wesen jeder wahren Bekanntschaft, sei es mit einem Menschen, einer Stadt oder einem Haus, liegt der Versuch, in den Bereich des Unsichtbaren, des einer oberflächlichen Betrachtung Unzugänglichen einzudringen." Nur so sei für sie Geschichte auch begreifbar, und zwar auf beiden Seiten.



Julia Popov vertreibt das Marzipan in Königsberg.

»Versöhnen«

Hohe Auszeichnung für Kurt Koslowski

Seine viel gelobte Herzlichkeit schlug Kurt Koslowski nun selbst entgegen, als er vom stellvertretenden Landrat Heinrich Friedrich Heselmann mit der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet wurde.

Kurt Koslowski, 1929 in Grünwalde (Ortelsburg) geboren, besuchte die dortige Schule. Im Kriegsjahr 1943 begann er eine Ausbildung bei der Deutschen Reichsbahn. Deren „allerletzten" Zug bestieg Koslowski mit seinen Eltern am 20. Januar 1945, um – wie so viele Ostdeutsche – aus der Heimat zu fliehen. Die Flucht endete in Danzig, wo sowjetische Truppen die Flüchtenden einholten. Ende Mai 1945 mußten sie alle zu Fuß wieder die 300 Kilometer zurück nach Hause, wo sie sich nun den Polen unterordnen mußten. 1951 feierte er mit seiner aus dem Nachbarort Puppen stammenden Frau Waltraud Hochzeit. Es war die erste eines Deutschen nach dem Krieg. Das Paar bekam eine Tochter und einen Sohn. 1958 erfolgte die Ausweisung der jungen Familie. Über das Übergangslager Friedland weiter nach Hamburg, erreichte die Familie im Januar 1959 die Stadt Wesel am Niederrhein. 1962 schloß er sich der Anfang der 50 Jahre gegründeten Ostpreußen Gruppe an. Zunächst übte er die Funktion des Schriftführers, Kulturwarts und stellvertretenden Vorsitzenden aus, ehe er 1985 zum Ersten Vorsitzenden gewählt wurde.

Die seitdem von ihm organisierten Vortragsveranstaltungen und Reisen in die ostdeutschen Heimatgebiete waren so erfolgreich, daß sich die Mitgliederzahl von 50 auf heute rund 130 erhöhte. Er beteiligte sich an der Betreuung der Aussiedler aus den Vertreibungsgebieten und erleichterte ihnen die Integration in Wesel. So setzte er sich dafür ein, daß sie angemessen untergebracht wurden, und vermittelte ihnen Nebenerwerbsstellen in der Landwirtschaft.

Heute nutzt er die Reisen in die Heimat zur Verständigung mit den dort lebenden Menschen, die er bei diesen Gelegenheiten mit Sach- und Geldspenden unterstützt. Kurt Koslowski war es stets wichtig, die Belange der Gruppe in das Bewußtsein der Öffentlichkeit zu rücken. Er organisiert „Preußische Tafelrunden" sowie Film- und Kulturabende, an denen auch viele Interessierte teilnehmen, die nicht aus Ost- und Westpreußen stammen.

Unter seiner Leitung beteiligt sich die Gruppe an der Ausgestaltung des jährlichen Stadtfestes mit einem Informationsstand und gibt Auskunft zur Geschichte der deutschstämmigen Bevölkerung. Seit Anfang 2002 leitet Kurt Koslowski den ostpreußischen Chor in Wesel, der einmal wöchentlich probt und bei verschiedenen Veranstaltungen auftritt. Die Landsmannschaft Ostpreußen (LO) zeichnete ihn 1987 mit dem Verdienstabzeichen, 1993 mit dem Silbernen Ehrenzeichen und 2000 mit dem Goldenen Ehrenzeichen aus. Der Bund der Vertriebenen (BdV) verlieh ihm 1989 die Ehrennadel und die Landesgruppe der Ostpreußen 2005 das Ehren- und Verdienstabzeichen.



Kurt Koslowski bei der Überreichung der Verdienstmedaille Foto: privat

Wie Heselmann betonte, ist das Leitwort des früheren Bundespräsidenten Johannes Rau, Kurt Koslowski Devise: „Versöhnen statt spalten." *EB*

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstr. 9, 32602 Vlotho, Tel. (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer", Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstr. 15, 42849 Remscheid.

11. Kirchspieltreffen Hoverbeck – Das 11. Kirchspieltreffen Hoverbeck fand zusammen mit dem 6. Ortstreffen Selbogen statt. Die besondere Atmosphäre des überdachten Innenhofs des Weinhauses zur Traube trug auch in diesem Jahr zu der guten Stimmung der Angereisten bei. über 90 Landsleute – aus der näheren Umgebung ebenso wie aus dem fernen Norden und Süden sowie Mitteldeutschland – hatten sich eingefunden und dafür zum Teil weite Anreisen in Kauf genommen. Man traf Freunde und Verwandte aber auch alte Bekannte aus der Heimat, die das Treffen in Unkel zum ersten Mal besuchten. Bei der Aufstellung zu den Erinnerungsfotos zeigte sich, daß die Selbonger Ortsgruppe auch in diesem Jahr fast ebenso groß war wie die Hoverbecker Kirchspielgruppe. Bei diesem Treffen gab es viel zu schabbern und man sang bekannte Weisen. Kirchspielvertreter Nikolaus v. Kettelhodt begrüßte die Anwesenden und verlas die Grüße des Kreisvertreters Siegbert Nadolny, der in seiner Grußbotschaft auf die Bedeutung dieser Treffen hinwies, die darin bestehe, die Heimat in den Herzen der Erlebnisgeneration zu bewahren und die Erinnerungen an die Heimat an die Nachkommen weiterzugeben. In einer Schweigeminute gedachten die Teilnehmer der im letzten Jahr fern der Heimat verstorbenen Landsleute, stellvertretend für alle wurde Günter Pinarski aus Nikolaiken namentlich genannt, der zu dem vorjährigen Treffen noch Grüße übersandt hatte und im Sommer 2006 nach schwerer Krankheit verstarb. Nur wenig beachtet blieb bei dem Treffen leider das Jubiläum der Hoverbeck-Kirche, die vor 100 Jahren als evangelische Gemeindekirche der neu gegründeten Barranover / Hoverbeck-Gemeinde geweiht wurde. Nikolaus v. Kettelhodt informierte auch darüber, daß die bei dem vorjährigen Treffen angekündigte Neuauflage des für den Kreis Sensburg so wichtigen Buches von Karl Templin „Unsere masurische Heimat" inzwischen erschienen sei. Die vorbestellten Exemplare wurden bereits verschickt. Einige weitere Bücher sind noch verfügbar und können bei Martin Kostka, Straßburger Straße 35, 47475 Kamp-Lintfort, bestellt werden. Das nächste Treffen soll wiederum am selben Ort – in dem „Weinhaus zur Traube" – in Unkel am Rhein am 12. April 2008 stattfinden.

600 Jahre Dorf Fasten – Am Rande des Kirchspieltreffens Hoverbeck setzten sich die Teilnehmer aus dem Dorf Fasten zusammen und überlegten, wie im Blick auf das Jahr 2011 – Bestehen des Orts Fasten seit 600 Jahren – eine Chronik aus Dokumenten, Bildern und Geschichten auf Papier oder modernen Medien erstellt werden kann. Martin Kostka hat sich bereits in einer Internetpräsentation: www.fasten-kreis-sensburg.de oder www.faszen-ostpreussen.de erste Gedanken gemacht und freut sich über jede Anregung, die dazu beitragen kann, die Geschichte und Entwicklung des Dorfes Fasten darzustellen. Nicht zuletzt die abnehmende Anzahl der Teilnehmer des Kirchspieltreffens Hoverbeck und anderer Heimattreffen sowie das Aussterben der Erlebnisgeneration macht die Erstellung und Darbietung heimatlicher Dokumentationen für die nachkommenden Generationen – Kinder und Enkelkinder – erforderlich. Martin Kostka, Straßburger Straße 35, 47475 Kamp-Lintfort, Telefon (0 28 42) 38 08.



Heimat und Versöhnung

Gymnasiasten drehten Film über Diakonissen in Königsberg

Schüler des Dillenburger Gymnasiums haben gestern Morgen den Gumbinner Heimatpreis erhalten. Dieter Dziobaka und Harald Tanck vom Vorstand der Vereinigung ehemaliger Angehöriger der Friedens- und Cecilienschule Gumbinnen / Ostpreußen zeichneten die jungen Leute für ein Versöhnungsprojekt der Wilhelm-von-Oranien-Schule aus.

Teilnehmer des Leistungskurses Politik und Wirtschaft hatten sich im vergangenen Jahr zusammen mit ihrem Tutor Eckhard Scheld mit den Themen Flucht, Vertreibung, Integration in Hessen beschäftigt. Außerdem ging es um neue Wege zur Verständigung am Beispiel des Schicksals der Diakonissen des ehemaligen Krankenhauses der Barmherzigkeit in Königsberg.

Dabei entstand der Film „Der Weg der Diakonissen von Königsberg nach Wetzlar", der in zahlreichen Interviews die Begegnung mit den letzten Diakonissen, die in Ostpreußen ihren Dienst taten, ebenso dokumentiert wie die Hochachtung vor ihrer Arbeit und die vielfältigen guten Beziehungen zum jetzigen Gebietskrankenhaus in Königsberg (Kaliningrad). Die Arbeit der angehenden Abiturientinnen und Abiturienten hatte bereits den ersten Preis im Hessischen Schulwettbewerb erhalten. Daß in einem solchen Dokumentarfilm sehr viel Arbeit und Anstrengung steckt, konnte auch Dziobaka, der der Vereinigung ehemaliger Angehöriger der Friedens- und Cecilienschule Gumbinnen vorsteht, nachvollziehen.

Deutsche Geschichte interessiert die Schüler von heute

Er berichtete, daß die Vorstandsmitglieder von dem Eingang der DVD sehr überrascht gewesen waren, da die anderen Teilnehmer des jährlichen Wettbewerbs meist „normale Schulaufsätze" schickten. „Da mußten wir uns erst mal auf die Suche nach einem DVD-Abspielgerät machen", so Dziobaka. Nach Worten des Lobes und der Anerkennung überreichte er einen Geldpreis in Höhe von 750 Euro an die Schüler des Leistungskurses Politik und Wirtschaft. Außerdem bekamen alle Schüler des Leistungskurses Politik und Wirtschaft sowie die rußlanddeutsche Schülerin Anna Glanz, die den Film ins Russische übersetzt hatte, eine Urkunde.

Das Ritual

Der Schein trügt des öfteren, und die Wahrheit kommt zum Schluß

Von Helen Bauers

Armand lächelte zufrieden. Der Leib seines Opfers lag reglos vor ihm. Spielerisch rollte er den schlaffen Körper hin und her, strich über die schwellenden Rundungen und genoß die Glätte der zarten Haut. Vorsichtig hob Armand den Körper auf die metallene Unterlage, die er schon bereitgestellt hatte, und schob sie in den vorbereiteten Raum. Allerdings mußte er noch etwas warten, bis die endgültige Beseitigung seines Opfers in Angriff genommen werden konnte. Das nämlich war das Lieblingsteil dieses regelmäßig wiederkehrenden Rituals.

Die Vorfreude verursachte ein geradezu quälendes Glücksgefühl in Armand. Manchmal, aber nur manchmal, fragte er sich, ob es nicht vielleicht ein bißchen ungewöhnlich war, an solchen Dingen ein geradezu so zwanghaftes Vergnügen zu empfinden. Aber es wäre müßig, nun darüber zu spekulieren – jetzt galt es die Zeit zu überbrücken, bis sein Augenblick gekommen war. Armand sah auf die Uhr und ging ins Wohnzimmer hinüber. Dort schenkte er sich ein halbes Glas des Rotweins ein, den er schon vor einer Stunde geöffnet hatte, und genoß zunächst das feine Bouquet, dann den vollen samtigen Geschmack. Widerwillig nahm er die Zeitung zur Hand. Im Grunde war er zu ungeduldig für jegliche Lektüre, aber ganz unerwartet fesselte ihn der Sensationsbericht über den jüngsten Fall von Kannibalismus in Deutschland doch so stark, daß die Zeit recht schnell verging. Nachdem er das dritte Mal angespannt auf seine Armbanduhr geschaut hatte, war es endlich so weit. Armand befreite sein Opfer aus dessen Gefängnis, schaffte es zu seinem Arbeitstisch und plazierte es vorsichtig auf der Tischplatte. Dabei bewegte er den reglosen Körper ein paar Male hin und her. Wie bei den vorherigen Ritualen auch, staunte er über die hohe Körpertemperatur seiner Opfer und wie lange sie warm blieben. Ein tiefer Seufzer entrang sich Armands Brust. Weitermachen konnte er erst, wenn der Leib vor ihm sehr viel kälter geworden war. Das steigerte seine Ungeduld ins Unerträgliche. Doch er bezwang sich – nur aufgrund des Gedankens daran, daß sonst alles verdorben wäre – und kehrte in das Wohnzimmer zurück, zu Zeitung und Wein. Schließlich aber hielt er es doch nicht mehr aus. Egal wie warm der Körper jetzt noch sein mochte, er war entschlossen, zu allem entschlossen, endlich die Früchte seiner Vorbereitungen auszukosten!

Armand nahm sein Glas, goß noch etwas Wein nach und eilte in den Raum, in dem sein Opfer lag. Hastig schliff er das Messer, das er eigens für diese Gelegenheiten in der mittleren Schublade des alten Buffets verwahrte, noch einmal nach und prüfte die Klinge. Zufrieden nickte er und ließ die Messerspitze verspielt über die goldbraune Haut gleiten, so daß sie eben und eben von ihr geritzt wurde. Schade, daß das vor ihm liegende Opfer von dieser Zärtlichkeit nichts merken konnte. Dann gab er sich einen Ruck, setzte die Klinge endgültig an. Die Schneide glitt tief in den leblosen Leib. Angespannt atmete Armand. Wenn jetzt aus dem Inneren etwas heraus quoll, hatte er einen Fehler gemacht, einen ärgerlichen Fehler, der ihn um jeglichen Genuß bringen würde. Erleichtert stellte er fest, daß er unbeschadet den zweiten Schnitt setzen konnte. Wieder fand die Klinge mühelos ihren Weg.

Armands Begierde wurde unbezähmbar – bisher hatte jedes seiner Opfer ein geradezu unwiderstehliches Aroma besessen, besonders nach dem Anschnitt ... Aber verdammt! Ärgerlich ließ er das Messer fallen. Vor lauter Gier hatte Armand etwas Wichtiges vergessen. Er fingerte ein Tafelmesser aus der Besteckschublade, rannte zum Kühlschrank und riß die Butterdose heraus. Aufseufzend ließ er sich damit am Arbeitstisch nieder und zog die abgetrennten Teile seines Opfers zu sich heran. Nun endlich war es so weit – sein Ritual begann. Nichts, aber auch nichts auf Welt konnte schöner sein als die ersten beiden Scheiben eines selbstgebackenen Brotes, dick mit Butter bestrichen, zu einem kernigen Glas Rotwein zu verzehren!

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

2. bis 9. Juni: 9. Werkwoche in Ostpreußen (Allenstein).
24. bis 26. Juni: Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen in Bad Pyrmont.
28. bis 30. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober: 53. Werkwoche in Bad Pyrmont.
26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt *noch gesondert hingewiesen. Änderungen vorbehalten.*

Stadt in Hessen, im Taunus; veraltet: Adliger; Anhöhe bei Jerusalem; realistisch, authentisch; weibliches Bühnenfach; Pflanzenzuchtanlage; Schauspiel-Ballettschüler; englische Grafschaft; mit Metallbolzen befestigen; tropischer Urwald; Singgemeinschaft; Vorgesetzter; Stadt an der Saale; ein Quiz lösen; in der Literatur gut unterrichtet; nicht setzen u. nicht stellen; Karpfenfisch; alltäglich, gewöhnlich; Wandvertiefung; Staat im Himalaja; rasseln, knarren; Fußhebel; Tretkurbel; gleichzeitiges Feuern v. Geschützen; Spaßmacher eines Fürsten; Wüstenei; oberster Teil des Getreidehalms; kleinkörnige Getreideart; Spazierfahrt, Ausflug; Rennbeginn; Provinz Kanadas; Vertiefung im Boden; edle Blume; silberfarbenes Hartmetall; spanische Baleareninsel; Hohn, Verachtung; mit den Lippen an etw. ziehen; ärmelloser Umhang; aus tiefstem Herzen; eine Verwandte; großer Marder; Luftleitblech am Auto; Himmelsrichtung; nicht hergeben; merken; ein Blutgefäß; österr.-ungar. Komponist; Additionsergebnis; Brettspielfigur; Zugspitzgewässer; Halbinsel im Adriat. Meer; derb-komisches Bühnenstück; Komparse; Miterfinder des Telefons; ital. Stadt an der Nera; feiner Schmutz; Wintersportler; ägyptische Hafenstadt; tiefe Bescheidenheit; beständig; Nacht-, Frühgottesdienst; wohl, allerdings; verärgert; Vorherrschaft; Lotterieanteilschein; sächsische Stadt an der Elbe; mäßig warm; Jagdfrevel; mit den Zähnen zerkleinern; sauber, unbeschmutzt; verbittert, mürrisch; türkische Währungseinheit; lateinisch: Brauch, Sitte; kaum hörbar, fast lautlos; natürlicher Brennstoff; frei zugänglich; Landstreicher (engl.); Hunnenkönig Attila (dt. Name); Maßeinteilung an Messgeräten; starke nervliche Belastung; Eingang; Kinderfahrzeug; Träger einer Erbanlage; früherer türkischer Titel; Korridor, Gang; Zart-, Feingefühl; Tennisspielabschnitt; chemisches Zeichen für Gold; Wintersportart; zu etwas taugen, passen (sich ...); Brettspiel; Inselstaat im südlichen Pazifik; Übervorteilung im Preis; britischer Sagenkönig

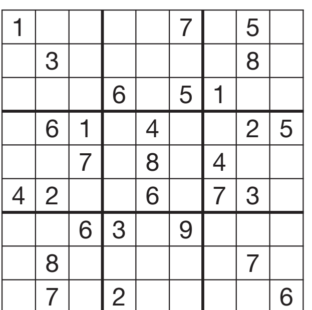
So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. privat, 2. Handel, 3. mulmig, 4. Alpaka, 5. Genuss, 6. Layout – Palast, Tempel

Kreiskette: 1. Treppe, 2. Rappen, 3. tarnen, 4. Turnen, 5. Rennen – Reparaturen

Sudoku:

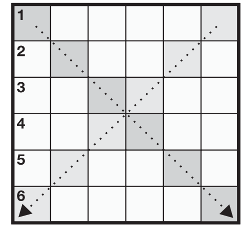
Sudoku



1					7		5	
	3						8	
			6		5	1		
	6	1		4			2	5
		7		8		4		
4	2			6		7	3	
		6	3		9			
	8						7	
	7		2					6

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.

Diagonalrätsel



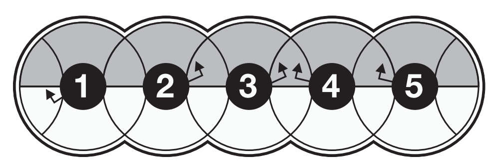
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Bauwerke.

1 nicht öffentlich; persönlich
2 Kauf und Verkauf von Waren
3 unbehaglich, unwohl (ugs.)
4 südamerikanisches Lama
5 inneres Behagen, Vergnügen
6 grafische Text- und Bildgestaltung (englisch)

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein anderes Wort für Instandsetzungsarbeiten.

1 Aufgang aus Stufen, **2** schweizerische Münze, **3** vor dem Erkanntwerden schützen, **4** Teil des Sportunterrichts, **5** Wettlauf



Damals ein Sport für »gewisse Kreise«

Vor 100 Jahren wurde in Hamburg im Uhlenhorster Fährhaus der Deutsche Golf Verband gegründet

Von Klaus Groth

Immer diese falschen Vorstellungen. Sie überdauern Generationen. Die Mißverständnisse über Golf beispielsweise. Trotz Aufklärung bei vielen Tagen der Offenen Tür sowie Schnupperkursen – wer nicht Golf spielt, der weiß, was er von dieser Sportart zu halten hat: meist nicht viel. Um so begeisterter preisen Golfer ihren Sport – falls sie nicht gerade in einem der immer wiederkehrenden Formtiefs stecken.

Golferische Aufklärung versucht der Deutsche Golf Verband (DGV) in Hamburg zu leisten. Dort feiert der DGV vom 19. bis zum 26. Mai sein 100jähriges Bestehen. Mitten in Hamburgs Guter Stube, auf dem Jungfernstieg. Denn die Korrektur von Mißverständnissen ist so erforderlich wie vor 100 Jahren.

Als 1921 in Travemünde der erste Golf-Klub in einem Ostseebad gegründet wurde, warb ein Prospekt so: „Golf wird zu Fuß auf weiten Rasenflächen gespielt. Es erfordert kein Laufen, keine große Anstrengung, keine besondere Kraft, kann von Jung und Alt, Damen und Herren gespielt werden, bietet Erholung ohne Ermüdung. Golf wird von allen Ärzten als Leibesübung von hervorragender hygienischer Bedeutung empfohlen. Gar mancher Kopfarbeiter verdankt ihm die Erhaltung, die Wiedererlangung seiner geistigen Frische."

So ähnlich werden auch jene Herren gedacht haben, die am 26. Mai 1907 im Uhlenhorster Fährhaus zusammenkamen, um den Deutschen Golf Verband zu gründen. Bei mittlerweile sieben Vereinen in Deutschland, sagten sich die Herren, sei es dringend erforderlich, einen übergeordneten Zusammenschluß zu bilden. Da im Grundsatz Einigkeit bestand und Golfer prinzipiell lieber über den Platz laufen als am Tisch zu sitzen, war die Sache binnen 40 Minuten abgetan. Man gründete, wählte, segnete eine Verfassung ab und bestieg eilends drei wartende Automobile, um sich zum Jenisch-Park in Flottbek chauffieren zu lassen. Dort spielte man das erste Verbandsturnier, übrigens unter Beteiligung von Damen, was nun gar nicht der ansonsten hochgeschätzten englischen Art entsprach. Denn nach einem der hartnäckigen Vorurteile, lautet die Devise der Golfer eigentlich: „No dogs, no Ladys".

Aber selbstverständlich stimmte auch das 1907 nicht (mehr). Selbst in englische Clubs hatten sich die Damen mittlerweile Zutritt verschafft. Deren Teilnahme am Turnier war also kein Verstoß gegen die britisch geprägte Etikette oder gar die Regeln. So etwas wäre auch undenkbar gewesen. Noch heute kommt das umfassende golferische Regelwerk – alle vier Jahre neu herausgegeben – aus dem schottischen St. Andrews, dem ältesten Golfclub der Welt (gegründet 1754). Der Golfer hat von dieser Regelbibel zumindest eine Kurzfassung bei jedem Spiel parat. Wie sonst sollte er wissen, was zu tun ist, falls der Ball in das Loch eines „Erdgänge grabenden Tieres" gerollt ist?

Golf ist also nicht nur technisch kompliziert, die Regeln sind es auch – wie bei allen Spielen, die auf der britischen Insel ersonnen wurden. Vielleicht hat es deshalb so lange gedauert, bis das Spiel Freunde in Deutschland fand.

Angelsächsische Diplomaten, Kaufleute und Erholungsreisende waren die ersten, die auf behelfsmäßig präparierten Wiesen oder Parks die Schläger schwangen. Das Jahr 1893 gilt offiziell als Gründungsjahr des ersten Golfclubs in Deutschland. In Wiesbaden kam eine britisch dominierte „society" zusammen, um mit einigen deutschen Gästen auf einem Exerzierplatz zu spielen. Den Gästen scheint es gefallen zu haben, denn bereits ein Jahr später wurde im Kurpark von Bad Homburg ein zwar extrem kurzer, aber regelgerechter Platz eröffnet. Ehrenmitglieder dieses Clubs waren der englische König Edward VII., der deutsche Kronprinz und zahlreiche russische Großfürsten. Deutsche – und vor allem bürgerliche – Mitglieder blieben noch eine ganze Weile in der Minderzahl.

So ist es auch nicht verwunderlich, daß bei der Gründung des Thüringer Golf-Clubs in Oberhof Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg Gotha sich zum „Protektor" erklärte. Eröffnet wurde der Platz im Gründungsjahr des Golfverbandes, 1907. An dem Eröffnungsturnier nahm Seine Kaiserliche Hoheit Großfürst Kyrill von Rußland teil. Und wegen des herzoglichen Förderers durfte sich der Club fortan Herzoglicher Golfclub Oberhof nennen.

Es war ein weiter Weg, bis der Golfsport auch in Deutschland gewissermaßen geadelt wurde. Dabei hatte die Wiege dieses Sports gleich nebenan gestanden. Und das war keinesfalls, wie man annehmen könnte, in Schottland. Die ersten golferischen Wettkämpfe wurden in den Niederlanden ausgetragen. Dort wurde 1297 erstmals ein Spiel namens „kolven" erwähnt. Dabei schlugen zwei Mannschaften mit jeweils vier Spielern einen Holzball in die „Löcher". Die „Löcher" allerdings waren die Eingangstüren von Gebäuden, auch die Portale von Kirchen. Dabei muß es recht rüpelhaft zugegangen sein, denn 1360 drohte die Stadt Brüssel demjenigen ein Bußgeld von 20 Schillingen an, der „mit einem Schläger Ball spielt". Die Stadt Brielle verbot das Spiel 1387 in ihren Mauern, weil der angerichtete Schaden zu groß geworden war. Zum Ausgleich wies die Stadt den Spielern ein Gelände vor den Toren an, auf dem diese dann „Colf" spielten.

Aus den Niederlanden kamen die dort gefertigten Schläger und Bälle nach Schottland. Dort fanden sie dankbare Aufnahme. Die Schotten konnten allerdings mit dem Wort „Colf" nichts anfangen, die machten daraus „Golf". Und auch sonst machte das Spiel eine gehörige Wandlung durch. Aus dem Wettkampf für Rauhbeine wurde ein Sport für die besseren Stände. Einer der ersten Golfspieler Schottlands war 1457 König James IV.

Dermaßen geadelt, kam Golf schließlich auch mit erheblicher Verspätung nach Deutschland. Bis schließlich ein bürgerlicher Sport daraus wurde, dauerte es noch eine Weile. Die Änderung trat erst ein, als im Zuge der Industrialisierung die Städter verstärkt hinaus aufs Land drängten. Mit dieser Grünen Welle wurde der Golfsport bürgerlich, allerdings nur für die etwas Betuchteren.

Zu den ältesten Golf-Clubs in Deutschland gehört auch der 1921 gegründete Lübeck-Travemünder Golf-Klub. Für den Ausbau des heutigen Platzes bewilligte die Stadtvertretung – die Bürgerschaft – 1928 einen Zuschuß, den sie so begründete:

„Das Golfspiel wird selbstverständlich immer nur ein Sport gewisser Kreise bleiben. Diese Kreise aber sind es gerade, die den Kurort, so auch Travemünde, zu einem bevorzugten vornehmen Bad machen. Da es sich stets um zahlungskräftige Personen handelt, hat Travemünde ein erhebliches Interesse daran, diese an sich zu ziehen."

Die Bedeutung für den Fremdenverkehr schätzte die Bürgerschaft seinerzeit weitsichtig richtig ein. In Sachen Mitgliedschaft allerdings irrte sie gründlich. Heute zählt der Klub mehr als 1000 Mitglieder. Plus 200 Jugendliche. Eine intensive Förderung der Jugend bescherte dem Klub einen derartigen Zulauf, daß inzwischen Wartelisten bestehen. Insgesamt wird heute auf 677 offiziellen Plätzen in Deutschland Golf gespielt. Golf ist schon lange nicht mehr „ein Sport gewisser Kreise".

Nähere Informationen über die Jubiläumsfeier in Hamburg erteilt der Jubilar, Deutscher Golf Verband e.V., Postfach 21 06, 65011 Wiesbaden, Telefon: (06 11) 9 90 20-0, Telefax (06 11) 9 90 20-40, E-Mail: info@dgv.golf.de, und sind im Internet auf der Seite www.golf.de/100jahredgv/golfdrive.cfm zu finden.



So liebt es der Golfer: Blauer Himmel über und englischer Rasen unter ihm Foto: colourbox

Rom schließt mit Wien und Berlin den Dreibund

Vor 125 Jahren wurde das Bündnis geschmiedet, das im Ersten Weltkrieg am »heiligen Egoismus« Italiens zerbrach

Von Manuel Ruoff

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, sah sich Italien vor der Qual der Wahl zwischen den Mittelmächten Deutsches Reich und Österreich-Ungarn auf der einen Seite sowie der Entente aus Frankreich, Großbritannien und Rußland auf der anderen. Die sechste Großmacht machte die Entscheidung ganz egoistisch von den eigenen Interessen abhängig. Das tun andere Staaten in einer vergleichbaren Situation auch, doch das Königreich Italien dürfte wohl der einzige Staat sein, der den Egoismus zur nationalen Staatsmaxime erhoben und als „sacro egoismo" (heiliger Egoismus) religiös überhöht hat.

Italien war im Gegensatz zum Deutschen Reich nicht saturiert. Gebietsansprüche erhob es vor allem auf österreichisches Territorium, auf die sogenannten unerlösten Gebiete um Trient und Triest. Verständlicherweise waren Österreichs Kriegsgegner eher bereit, diese Ansprüche Italiens anzuerkennen als Österreich und dessen deutscher Kriegsalliierter. Zudem war Italiens Einigung gegen Österreichs Widerstand und mit Frankreichs Unterstützung zustande gekommen. Auch versuchte Italien immer im Einvernehmen mit Großbritannien zu handeln, da es sich wegen seiner langen Küste die mit Abstand größte Seemacht der Welt nicht zum Feind machen zu können glaubte. Insofern ist Italiens Entscheidung für einen Kriegseintritt auf Seiten der Entente nachvollziehbar.

Als Italien diese Entscheidung traf, war es allerdings nicht mit Frankreich, England und Rußland, sondern mit Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich verbündet. Und dieses Bündnis, der sogenannte Dreibund, war Italien nicht etwa aufgezwungen worden, sondern vielmehr auf dessen eigene Initiative hin entstanden. Dieses scheinbare Paradox ist nur zu erklären mit der besonderen Situation Italiens vor 125 Jahren.

Nach seiner Einigung hatte Italien eine sogenannte Politik der freien Hand verfolgt. Wenn es auch glaubte, auf feste Verbündete verzichten zu können, so hatte es doch seit der Annexion des Kirchenstaates im Windschatten des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 einen festen Gegner. Der Heilige Stuhl war nicht bereit, sich mit dem Verlust seines Staates abzufinden und sann auf Restauration des Status quo ante. Gelegenheit hierzu schien eine Eskalation zu bieten. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1881 wurde der Leichenzug Papst Pius IX. von antiklerikalen Demonstranten angegriffen. Da dieser Vorfall auf italienischem Territorium geschah, machte Pius' Nachfolger Leo XIII. Italien für den Vorfall verantwortlich und international gegen den jungen Nationalstaat Stimmung. Wäre es dem Heiligen Vater gelungen, auch nur eine katholische Großmacht auf seine Seite zu ziehen, hätte es um Italien schlecht gestanden. Das Königreich war zwar selber Großmacht, aber unbestritten die kleinste.

Italien gab deshalb seine Politik der freien Hand auf und suchte nach einem Bündnis mit einer der Großmächte. Aufgrund der französischen Unterstützung bei der Einigung Italiens hätte sich Frankreich als Verbündeter angeboten, doch der westliche Nachbar hatte einem nur wenige Monate zuvor die sogenannte tunesische Ohrfeige verpaßt. Obwohl die Italiener die größte europäische Minderheit in Tunesien stellten und sie an diesem ihrer Halbinsel gegenüberliegenden Teil Afrikas interessiert waren, waren ihnen die Franzosen im Frühjahr 1881 zuvorgekommen. Entgegen anderslautender Versprechungen waren sie in das Land einmarschiert und hatten es sich unterworfen.

Italiens Blick fiel deshalb auf das Deutsche Reich. Die bilateralen Beziehungen waren unproblematisch und unbelastet. Zudem hatte man mit Preußen im Deutschen Krieg von 1866 gut und erfolgreich kooperiert. Damals war Venetien als Beute abgefallen. Das Reich war protestantisch geprägt und hatte wie Italien mit Österreich und Frankreich eine gemeinsame Grenze. Wäre es dem Vatikan gelungen, entweder Frankreich oder Österreich gegen Italien aufzuhetzen, hätte das Reich sowohl auf den einen als auch auf den anderen der beiden katholischen Nachbarn Druck ausüben können.

Der deutsche Reichskanzler Otto Fürst von Bismarck stand der von Italien vorgeschlagenen Erweiterung seines Bündnissystems um eine deutsch-italienische Komponente grundsätzlich positiv gegenüber. Er war aber nicht bereit, einem Bündnis mit Italien den Zweibund mit Österreich von 1879 zu opfern, und machte deshalb den Italienern klar, daß der Weg nach Berlin über Wien führe, sprich ein deutsch-italienisches Bündnis eine italienisch-österreichische Verständigung voraussetze. Die Südeuropäer waren bereit, diesen Weg zu gehen. In Wien wurden Verhandlungen aufgenommen, die schließlich am 20. Mai 1882 zur Unterzeichnung des Dreibundvertrages zwischen Italien, Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich führten.

Italien war dadurch um ein großes Stück sicherer. Abgesehen davon, daß die eine benachbarte Großmacht nun Bündnispartner war, war auch von der anderen kein unprovozierter Angriff mehr zu befürchten, da in diesem Falle beide Bündnispartner zur Unterstützung verpflichtet waren. Darüber hinaus gingen die drei Vertragspartner die grundsätzliche Verpflichtung ein, im Falle eines Krieges mit einer Großmacht zumindest wohlwollende Neutralität zu üben.

Daß die Italiener dieser Verpflichtung im Ersten Weltkrieg nicht nachgekommen sind, haben sie außer mit der auf ihren Wunsch dem Vertrag angehängten sogenannten Mancini-Deklaration, der zufolge sich das Bündnis nicht gegen England richten dürfe, vor allem mit dem Vorwurf an ihre beiden Vertragspartner gerechtfertigt, sie vor dem Kriegsausbruch nicht konsultiert und damit gegen Artikel 1 verstoßen zu haben, der zu gegenseitiger Konsultation in politischen und wirtschaftlichen Fragen verpflichtete.

MELDUNGEN

Gottesdienst im Grünen

München – Bayerns Protestanten zieht es ins Grüne: Unter dem Motto „Natur erleben – Kraft schöpfen – Gottes Nähe spüren“ werden in der Landeskirche von Mai bis Oktober rund 800 Gottesdienste unter freiem Himmel angeboten. Das teilte das Landeskirchenamt in München mit. Die Christen versammeln sich nicht nur an Seen und in Wäldern, sondern auch auf Bergen. „Berggottesdienste sind geerdeter Glaube mit weitem Horizont“, so der zuständige Kirchenrat Mathis Steinbauer. Infos unter www.kircheimgruenen.de und www.berggottesdienste.de. *idea*

Arche nachgebaut

Schagen – Ein Niederländer hat eine Nachbildung der Arche Noah im Maßstab 1:2 gebaut. Seit dem 30. April ist das 70 Meter lange, 9,6 Meter breite und 12,7 Meter hohe Schiff in Schagen bei Amsterdam zugänglich. Der Evangelikale Johan Huibers hat rund eine Million Euro in das Projekt investiert. Er begann 2005 mit dem Bau und benötigte 1200 Bäume. Zeitweise half ihm sein Sohn. In der Arche kann man lebensgroße Modelle von Elefanten, Giraffen, Löwen und Krokodilen bewundern. Im Innern befindet sich außerdem ein Kino mit 50 Plätzen, in dem ein Walt-Disney-Film über die Geschichte der Arche Noah gezeigt wird. Huibers will mit dem Nachbau belegen, daß die Bibel wörtlich wahr ist. Außerdem möchte er Interesse für die christliche Botschaft wecken. Huibers plant, mit der Arche auch größere Städte in Belgien und Deutschland anzulaufen. *idea*

Ein Panorama, das süchtig macht

Der Ritten lockt mit einem phänomenalen Rundumblick und alten Traditionen

Von Helga Schnehagen

Der Ritten, schon vor 400 Jahren von Bozner Bürgern zur Sommerfrische erkoren, ist bis heute ein beliebtes Ziel für Freunde sanfter Steigungen und herrlicher Ausblicke geblieben.

Zwischen der Talfer im Westen, den Sarntaler Alpen im Norden und dem Eisack im Osten erhebt sich der Ritten, der Hausberg von Südtirols Landeshauptstadt Bozen. Allein die Panoramawanderung über sein Hochplateau, das Rittner Horn, ist ein einzigartiges Erlebnis.

Noch verhüllt Nebel die Bergwelt. Die Aussicht vom Rittner Horn zählt zu den bekanntesten der Alpen. Der 360-Grad-Blick reicht von den Gletscherriesen des Ortles im Westen bis zu den bizarren Felstürmen der Dolomiten im Osten, von den Stubaier und Zillertaler Alpen im Norden bis zu den Brenta-Dolomiten im Süden. Diesem Panorama fiebert jeder, der den Weg hier hinauf findet, voller Spannung entgegen. Bleibt nur zu hoffen, daß der Wetterbericht auch an diesem Tag Recht behält: Nebel am Vormittag, ab Mittag Sonne, keine Gewitter.

Der Gasthof Zum Zirm in Pemmern liegt in 1538 Meter Höhe. Vor seiner Haustür fährt die Kabinenbahn auf die 2070 Meter hoch gelegene Schwarzseespitze und damit direkt ins Wandergebiet Rittner Horn. Es lohnt, darauf zu verzichten und sich dem Hochplateau Schritt für Schritt zu nähern. Zuerst muß man ein Stück Straße in Kauf nehmen, doch dann geht es durch den Wald. Die ersten Alpenrosen haben ihre Knospen geöffnet. Rot- und Schwarzkiefern, Lärchen und Zirbelkiefern säumen den Weg. Woran erkennt man eigentlich die Zirbel? An ihrer runden Spitze? Auch, aber vor allem an den Nadeln, die bei der Zirm, wie der Baum hier heißt, immer im Fünferpack wachsen.



Einmaliger Blick: Mit der Bahn in luftige Höhen Foto: Tourismusverein Ritten

In etwa 1600 Meter Höhe endet der Nadelwald. Die nächsten 200 Höhenmeter werden vom Gebüsch der sogenannten Krummholzzone bedeckt. „Mit Glück kann man Birkhähne sehen“, sagt Irmgard, Chefin vom Flachenhof, welche die Wandergrupe führt. Wir haben kein Glück.

Vielleicht ist es auch die falsche Jahreszeit. Pflanzen und Pilze sind auf dem Ritten geschützt. Vorsichtig setzen wir unsere Füße zwischen den blauen Enzian und die hoch aufschießenden Pilze, damit kein Schaden entsteht.

Die Landschaft wird immer karger. Bald bedeckt sie nur noch alpiner Rasen. Kräftiges Bürstengras von geradezu asketischer Faszination. Kaum zu glauben, daß darauf rund 250 Pferde und 650 Jungrinder den Sommer verbringen. Bewacht von Saltnern, wie man die Hirten hier nennt.

Nach jahrhundertealter Tradition lassen die Rittner Bauern ihre Tiere gemeinsam weiden und nicht – wie üblich – getrennt auf der eigenen Alm.

Das Bild urtümlichen Rittner Lebens ergänzt der Barthlmä-Markt am 24. August jeden Jahres, dem Tag des heiligen Bartholomäus, wenn alle Tiere in den „Strickerpfarrer“, die Wiese oberhalb von Pemmern, eingetrieben und anschließend gehandelt werden.

„Was bedeuten eigentlich die Mauern“, möchte Olga aus Wien wissen. „Das sind uralte Grenzen“, erklärt Irmgard. „Auf dem Ritten stritten die Rittner und Barbianer immer um Wasser und Land. Doch der Landgewinn hat den Barbianern nichts genützt. Die Rittner haben das Weiderecht. Und etwas anderes kann man mit dem Land nicht machen.“

Zur Mittagsrast lädt die Mair in Plun-Hütte (1820 Meter) auf der Villanderer Alm ein. Die Holztische und Bänke sind der richtige Platz für eine zünftige Jause. Noch ist die schwarze Wolke weit weg. Doch im Gebirge ändert sich das Wetter schnell. Genüßlich beißen alle in die Schlupfkrapfen, Spinattaschen mit zerlassener Butter und frisch geriebenem Parmesan, und blinzeln in die ersten Sonnenstrahlen, die sich ihren Weg durch den Nebel bahnen. Doch der Sommerzauber ist trügerisch. Plötzlich entlädt sich die Wolke ihrer Last. Keine Regentropfen, sondern fingernagelgroße Hagelkörner lassen im „Galopp“ Schutz im Inneren suchen. Kaum begonnen, ist der Spuk auch schon zu Ende und der Himmel reißt endgültig auf. Die Sonne lacht und die heißersehnte Bergkulisse löst sich Stück für Stück aus den Wolken.

Die Tour dauert einen wundervollen Tag lang. Auf relativ sanfte Weise werden dabei 500 Meter Höhenunterschied bewältigt. Der Ritten ist für seine mäßigen Steigungen bekannt. Im Winter steht er im Ruf eines familienfreundlichen Skigebiets mit 35 Kilometer langer Panoramahöhenloipe. Seit geraumer Zeit macht sich der Schnee allerdings rar. So zum Beispiel auch Anfang Januar diesen Jahres, wo er an der Bergstation nur etwa 25 und an der Talstation 15 Zentimeter maß.

Tourismusverein Ritten, Hauptsitz in Klobenstein, Dorfstraße 5, I - 39054 Klobenstein / Ritten, Telefon (00 39) 04 71 35 61 00, www.ritten.com

Der Klapperstorch war da

Nachwuchs im Vogelpark Walsrode / Freikarten zu gewinnen

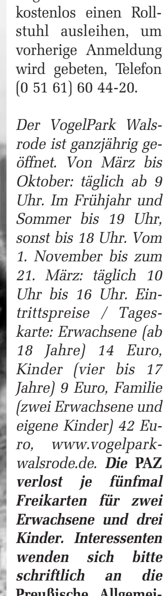
Klein, nackt und rosa: So sehen die sechs frisch geschlüpften Krauskopfpelikane im VogelPark Walsrode aus. Doch für ihr zartes Alter sind sie ganz schön munter! Seit dem 17. März können die Besucher sich ein eigenes Bild von den drolligen Neuzugängen machen, denn für zwei bis drei Monate wohnen sie nun in der öffentlichen Babystation. Aber was fressen die Pelikane eigentlich? Fische? Trockenfutter? Pflanzen? Bei kommentierten Schaufütterungen erfahren die VogelPark-Gäste allerlei Wissenswertes über das Eßverhalten und die Lebensgewohnheiten der Tiere. „Wir sind sehr stolz auf den Zuchterfolg, denn der Bestand dieser Pelikane geht vor allem in Südosteuropa stark zurück“, sagt Zooleiter Dieter Rinke.

Doch auch im Park selbst tut sich pünktlich zur Hauptsaison einiges: Nach und nach wurde das Wiesental wieder besetzt, wobei die Pinguine als erste in ihr Sommerquartier zurückgezogen sind. Dank der milden Temperaturen wurden schon vor dem Frühlingsanfang die Seen wieder mit Wasser gefüllt und alles Wassergetier ins Freie gesetzt. So können sich die Besucher auf zahlreiche alte Bekannte wie Enten, Pelikane, Kormorane, Schwäne und Kraniche freuen.



Lauter Vogelbabies: Kleine Schneeulen blicken ängstlich um sich. Foto: ddp

Übrigens ist der gesamte Vogelpark seniorengerecht gestaltet. Es gibt keine Treppen, alle Wege sind gepflastert und die Gehege sind für Rollstuhlfahrer einzusehen. Wer möchte, kann sich im VogelPark Walsrode kostenlos einen Rollstuhl ausleihen, um vorherige Anmeldung wird gebeten, Telefon (0 51 61) 60 44-20.



Der VogelPark Walsrode ist ganzjährig geöffnet. Von März bis Oktober: täglich ab 9 Uhr. Im Frühjahr und Sommer bis 19 Uhr, sonst bis 18 Uhr. Vom 1. November bis zum 21. März: täglich 10 Uhr bis 16 Uhr. Eintrittspreise / Tageskarte: Erwachsene (ab 18 Jahre) 14 Euro, Kinder (vier bis 17 Jahre) 9 Euro, Familie (zwei Erwachsene und eigene Kinder) 42 Euro, www.vogelpark-walsrode.de. ***Die PAZ verlost je fünfmal Freikarten für zwei Erwachsene und drei Kinder. Interessenten wenden sich bitte schriftlich an die*** **Preußische Allgemeine Zeitung,** ***Stichwort „Vogelpark“, Parkallee 86, 20144 Hamburg.***

Höfisches Flair bei Nacht

Feuerwerk und Heckentheater in den Herrenhäuser Gärten

Von Helga Schnehagen

Das Erbe einstiger Adelsherrlichkeit bildet in Niedersachsen die stilvolle Kulisse einer ganzen Reihe von Veranstaltungen. Die Herrenhäuser Gärten, die Schlösser Marienburg und Bückeburg nutzen die historische Kulisse in der schönen Jahreszeit für Erlebnisse ganz unterschiedlicher Art.

Allen voran laden die Königlichen Gärten von Herrenhausen ein, der Höhepunkt eines jeden Besuches der Landeshauptstadt. 1666 ist das Geburtsjahr der großartigen Sommerresidenz der Welfen. Bis ins 19. Jahrhundert hinein ließen die hannoverschen Kurfürsten und Könige um ihr Schloß, das dem letzten Krieg zum Opfer fiel, eine weitläufige Parklandschaft anlegen, die ihresgleichen sucht.

Herzstück des Ensembles ist der Große Garten, Deutschlands bedeutendster Barockgarten. Mit seinen geometrisch angeordneten, kunstvoll gestalteten Beeten, den gestutzten Hecken, eindrucksvollen Fontänen und weißen Skulpturen verwandelt er sich im Sommer in einen „Festsaal“. Vom kunterbunten „Internationalen Feuerwerkswettbewerb“ (12. und 26. Mai, 25. August, 8. und 22. September) über das intime „Kleine Fest im Großen Garten“ (11. bis 29. Juli) bis zum stimmungsvollen Musiksommer Herrenhausen (3. August bis 2. September) reicht das Programm, um ihn zu füllen. Vor Beginn der Freiluftsaison bietet „Herrenhausen Barock“ (28. Mai bis 8. Juli) Musik- und Theaterliebhabern Konzerte und szenische Aufführungen im barocken Festsaal der Galerie.

Es geht schon unter die Haut, wenn die weltbesten Pyrotechniker 25 Minuten lang ihr Feuerwerk haargenau auf die Kombination aus Musik und Schauspiel abstimmen. Dabei kommen die meisten Menschen schon lange vor dem explosiven Höhepunkt des Abends, angezogen vom Rahmenprogramm mit Kleinkunst und Live-Musik. Zum Publikumsrenner hat sich auch das Kleine Fest im Großen Garten entwickelt, auf dem über

Kleinkunst, Pferde und Kultur

100 Künstler auf rund 30 Bühnen die Gäste verzaubern. Von Klassik-Konzerten bis zu Musical-Aufführungen reicht das Programm vom „Musiksommer Herrenhausen“, in dessen Mittelpunkt das Gartentheater steht. Bei seiner Gründung 1692 hatte sicherlich niemand geahnt, daß auf seiner Bühne auch über 300 Jahre später noch der Puls zeitgemäßer Unterhaltung schlägt (www.herrenhaeuser-gaerten.de).

Schloß Marienburg, rund 30 Kilometer südlich, ist noch heute Wohnsitz der Welfen. Als Sommerresidenz im neugotischen Stil für König Georg V. und seine Frau Königin Marie erbaut, dokumentiert es in seinem Museum wie auch durch die Räumlichkeiten eindrucksvoll die Geschichte der Welfen und des Königreiches Hannover. Höfischen Flair aus der Mitte des 19. Jahrhunderts umrahmen diverse Jazz-Frühschoppen und Klassik-Konzerte, die vom 6. Mai bis 8. September Open Air im Innenhof des variantenreichen Schlosses stattfinden (bei Schlechtwetter im Schloßrestaurant) oder im Rittersaal (www.schloss-marienburg.com).

Auch Schloß Bückeburg im Weserbergland, 50 Kilometer westlich von Hannover, wird heute noch bewohnt. Der Prachtbau im Stil der Renaissance inmitten eines gepflegten Landschaftsparks ist ein ganz besonderes Schmuckstück. Dabei muß, wer den Blick in den Goldenen Saal mit der berühmten Götterpforte, die Schloßkapelle oder das Mausoleum wirft, aufpassen, nicht vom Goldrausch befallen zu werden.

Seit drei Jahren residiert im Marstall des Schlosses von Fürst Alexander zu Schaumburg-Lippe die Fürstliche Hofreitschule unter der Leitung von Wolfgang und Christin Krischke. Reitkunst im Stil der Alten Reitmeister, wie sie vor 200 und 300 Jahren an Europas Königs- und Fürstenhöfen gepflegt wurde, wird hier wieder lebendig – in historischen Kostümen, auf Hengsten verschiedener Barockpferderassen wie Lipizzaner, Andalusier, Lusitano, Berber, Knabstrupper, Kladruber, Genet und zu den Klängen klassischer Musik. Von April bis Oktober sind die Wochenenden für die unterschiedlichen Vorführungen reserviert. Wer möchte, kann seinen Ausflug ins Schaumburger Land durch eine Picknick-Kutschfahrt bereichern (www.schloss-bueckeburg.de).

Es geht um das Selbstverständnis der Parteien

Betr.: „Die Spaßpartei gibt sich seriös" (Nr. 17)

In der Koalition knirscht es heftig. Auch wenn die Union mit Frau Merkel nach links gerutscht ist und ihre konservativen Wähler enttäuscht hat, ist sie noch nicht so weit links angekommen, daß sie mit der SPD in das selbe Horn blasen kann. Würde sie es tun, wäre sie als die schlechtere SPD verloren.

Die Union muß zur Mitte zurückrudern, wenn sie überleben will, und da nützen ihr auch die Sympathiewerte von Frau Merkel wenig. Die Koalition muß nicht nur im Interesse von Deutschlands Bürgern auseinanderbrechen. Es geht auch um das Selbstverständnis der Parteien. Da ist dann die Stunde der FDP gekommen. Möge sie ihre Chance zusammen mit der Union nutzen.

Bodo Allemann, Kiel

Recht in Deutschland ist linkslastig

Betr.: „Das Geschäft der RAF" (Nr. 17)

Es ist nicht zu übersehen, daß die RAF noch immer in bestimmten links orientierten Kreisen auf Verständnis stößt. Wir erinnern uns an die „klammheimliche Freude". So ist es auch kein Wunder, daß viele der RAF-Täter längst wieder in Freiheit sind und auch die letzten über Hafterleichterungen auf dem Weg in die Freiheit sind.

Selbst siebenmal „lebenslänglich" und noch 15 Jahre dazu schmelzen wie Schnee in der Sonne zusammen, und das, obwohl Täter noch immer über den Ablauf ihrer Verbrechen geschwiegen und keine Reue gezeigt haben. Recht in Deutschland ist linkslastig, was nicht nur die Milde gegenüber den Täterinnen und Tätern der RAF zeigt.

Sebastian Wettner, München

Kein guter Dienst

Betr.: „Opfer einer Hetze" (Nr. 15)

Ministerpräsident Oettinger hat den Angehörigen des verstorbenen Hans Filbinger keinen guten Dienst erwiesen, als er in seiner Traurede völlig unnötigerweise das Wirken dieses Mannes in der Nazi-Zeit beurteilte.

Damit öffnete er die Büchse der Pandora und ließ prompt den rotgrünen Schwarm der Gegner Filbingers hauend und stechend fliegen.

Filbinger war als Ministerpräsident zu gut, ein echter Landesvater, als daß er keine Feinde hätte haben können.

Dieter Bock, Burgstall



Neues Grundsatzprogramm: Die CDU versucht linken wie rechten Wählern in Teilaspekten entgegenzukommen. Foto: ddp

Danke für Triest

Betr.: „Gemeinsam in Europa: Die Erklärung von Triest" (Nr. 14)

Die Erklärung von Triest ist schon seit Jahrzehnten mehr als überfällig in Europa und ganz besonders in der Europäischen Union. Es bleibt nur zu hoffen, daß unsere Anliegen unter einem europäischen Dachverband gebündelter, zielstrebiger und wirkungsvoller vertreten werden. Es ist den Herren von Gottberg und Dr. Thüne ausdrücklich dafür zu danken, daß sie für die Landsmannschaft Ostpreußen an der Erklärung von Triest mitgewirkt haben.

Jürgen Zauner, Viersen

Viele Gutsbesitzer von einst könnten Vorbild sein

Betr.: Leserbrief „Spott und Hohn" (Nr. 13)

Auch ich empfand es als unpassend, daß in den „Mitternachtsspitzen" des WDR in Blödeleien auf den Film „Die Flucht" hingewiesen wurde. Unter anderem wurde hämisch gefragt, ob man schon einmal einen ostpreußischen Gutsbesitzer gesehen habe, der so freundlich mit seinen Leuten umgegangen sei? Daraufhin wurde pöbelhaft gegackert und geklatscht. Ich empfand es als besonders geschmacklos, daß dieses Thema zur Belustigung einer anspruchslosen Spaßgesellschaft herhalten muß.

Das Buch des Fürsten Dohna „Erinnerungen eines alten Ostpreußen" zeigt, wie intensiv sich diese Familien monatelang unter schwierigsten Bedingungen um die Menschen der Trecks kümmerten, ehe sie im Westen ankamen. Noch viele Jahre danach trafen sich die Teilnehmer dieses Trecks nahe Hoja a. d. Weser mit der Familie des Fürsten und den ehemaligen französischen Kriegsgefangenen des Gutes, ein Zeichen, daß eine Atmosphäre des Miteinander und eines guten Klimas geherrscht hatte.

Ich habe das Bild der vielen Trecks aus dem Wartheland vor Augen, die in diesem eiskalten Winter durch meine Heimatstadt in der Lausitz zogen. Auf dem Waldfriedhof in Spremberg sind 60 Gräber unterwegs verstorbener Kinder.

Wie schlimm alles war, kann kein Film zeigen, denn die dafür Verantwortlichen haben die Wirklichkeit nicht erlebt. Ostpreußische Gutsbesitzer kannte ich nicht, ich kenne schlesische und märkische Gutsbesitzer, die in ihrer persönlichen Bescheidenheit und ihrem Verantwortungsbewußtsein heute ein Vorbild für viele sein könnten.

Marg.-Elfriede Krause, Pattensen

Wie konnte man das zulassen

Betr.: „„Eine Schande für Deutschland"" (Nr. 14)

Der ehrenwerte Hubertus Knabe gleicht einem Rufer in der Wüste. Er hat zwar Mut, doch sein Ruf verhallt in einem Umfeld, in dem die sogenannte politische Korrektheit das Sagen hat und eine der beiden großen Volksparteien mit der SED erfolgreich angebändelt hatte; man war zwar noch nicht gemeinsam ins Bett gestiegen, aber es gab doch schon viel gepflegtes Gemeinsames. Und davon tragen wir heute die Folgen.

Ich frage mich, wie es Demokraten zulassen konnten, daß die PDS/SED in den Bundestag einziehen durfte, daß die Täter von gestern auch heute ihr Unwesen treiben dürfen, wie es möglich war, daß die Opfer der roten Täter erst jetzt eine ans Lächerliche grenzende Rente erhalten, warum die DDR heute nahezu eine Wiederauferstehung feiern darf, in der alles so schön war, alle Frauen ihre Kinder in den staatlichen Kindergärten abgeben konnten, Kinder ihrem Vorsitzenden zujubeln durften, wo die Lebensmittel so billig waren und es für jeden etwas Arbeit gab. Wer fragt heute noch danach, daß Deutschlands rote Diktatur am Ende war.

Ewald Mörtel, Meerbusch

Haß der Linken

Betr.: „Am liebsten verschweigen" (Nr. 15)

Ich frage mich, wie lange wir Deutschen es noch hinnehmen, daß unsere Geschichte verfälscht und der Holocaust dazu benutzt wird, uns alle im Kriegsgang zu belassen. Längst leben nur noch wenige, die die Zeit von 1933 bis 1945 bewußt erlebt haben und die wissen, daß auch damals Millionen Deutsche, unsere Eltern und Großeltern, ein ehrenhaftes Leben geführt haben. Wer sich wie Werner Maser um die Wahrheit mühte, die nun wirklich in den Jahren Hitlers schreckliche Seiten gezeigt hat, dem schlug der Haß der Linken entgegen, aber auch unter Unionspolitikern gibt es Ignoranten der Wahrheit.

Rainer Skorka, Hanau

Priebke tat seine Pflicht genau wie die Bomberpiloten

Betr.: „Keine Gnade für Erich Priebke" (Nr. 11)

Es ist mir immer ein Vergnügen, Ihre Zeitung zu lesen. Die Medien hier und anscheinend auch in Deutschland sind halt auf politische Korrektheit eingestellt, und kontroverse Themen werden oft gemieden. Zum Glück sind Sie eine rühmliche Ausnahme, und ich möchte Ihnen dafür Dank und Anerkennung aussprechen.

Habe den Fall Priebke verfolgt, Ihren sehr objektiven Bericht gelesen und nun die Stellungnahme von Ihren Lesern dazu zur Kenntnis genommen. Erlauben Sie mir bitte einige Bemerkungen darüber: Es ist bedauerlich, daß wir nach dem Zweiten Weltkrieg mit zweierlei Maß gemessen wurden. Das Maß der Sieger und das Maß der Verlierer. Man hat nicht nach dem uralten Justizsystem gehandelt, wo beide Seiten nach denselben Prinzipien beurteilt werden. Man hat sogar neue Gesetze erfunden, zum Beispiel das Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Im Falle des Herrn Priebke ist dies besonders offensichtlich. In allen Armeen der Welt gibt es die Einstellung „Befehl ist Befehl". Befehlsverweigerung wurde oft mit der Todesstrafe geahndet. Wie kann eine militärische Einheit funktionieren ohne Befehlsgehorsam? So war es vor 60 Jahren, und diese Prinzipien gelten sicher auch heute noch. Herr Priebke hat nur seine Pflicht für Deutschland getan, wie man es von jedem deutschen Soldaten erwartet hat. Er führte seinen Befehl aus wie all die Bomberpiloten, die ihre tödliche Last auf unschuldige Frauen und Kinder auslösten. Zweimal wurde Herr Priebke freigesprochen. Wer sind die finsteren Kräfte, die ihn unbedingt bis zu seinem Tode eingekerkert sehen möchten?

Hans Hartel, Brantford, Ontario, Kanada

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrenden gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

»Hier endet Europa« – Vaclav Klaus warnt vor Panikmache

Betr.: „Geheimpolitik um Europas Zukunft“ (Nr. 13)

Nach der Europa-Apotheose, die dem Fernsehzuschauer zum 50-jährigen Jubiläum der EU aufwendig und teuer zugemutet wurde, sollte man auch andere Stimmen hören, zum Beispiel den tschechischen Staatspräsidenten Vaclav Klaus. Er wandelte sich vom Globalisierungsvertreter ins ganze Gegenteil. Vor dem Washingtoner Cato-Institut erklärte Klaus kürzlich, hinter der globalen Ökologiebewegung verberge sich eine Gefahr für die Welt. Hinter ihrer „freundlichen“ Ideologie stehe der Versuch, die Welt zu verändern. Man präsentiert ein Katastrophenszenario, um unsere Werte radikal zu verändern. Wenn eine Theorie widerlegt ist, wird eine andere erfunden. Erst war es Überbevölkerung, dann Ozonloch. Jetzt kommen sie mit globaler Erwärmung. Der „sterbende Wald“ sei so grün wie eh. In einem Interview wurde Klaus noch deutlicher. Die Vorschrift der EU-Kommission, die CO_2-Emissionen um 20 Prozent zu senken, kommentierte er so: „Das ist eine Fehlstellung von Journalisten bis Politiker. Wenn die EU-Kommission auf solche Tricks hereinfällt, haben wir einen weiteren Grund, warum die Nationen selbst und nicht EU-Organe entscheiden müssen“. Das ist die Absage an europäische Bevormundung. Vor dem Privatgrundstück von Klaus, so wird berichtet, stehe ein Schild mit der Aufschrift „Hier endet Europa“.

Karl Hermann, Bad Arolsen

Hermann Frischbier vergessen

Betr.: „Er rettete das Ostpreußische“ (Nr. 13)

Ehre wem Ehre gebührt, das gilt selbstverständlich auch, aber nicht nur, für Prof. Erhard Reimann. Der Fairneß halber sollte im Artikel zumindest auf den ersten großen Herausgeber eines zweibändigen Preußischen Wörterbuches, nämlich Hermann Frischbier, hingewiesen werden, dessen Werk schon 1882 in Berlin im Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin erschien.

Selbst Frischbier greift schon auf frühere entsprechende Arbeiten anderer zurück, die er korrekterweise namentlich nennt. Eine Aussage wie: „Er rettete das Ostpreußische“ ist so jedenfalls nicht haltbar und irreführend.

Jochen Bauer, San Gines, Spanien

Ausbeuter

Betr.: „Arbeit ist so billig wie nie“ (Nr. 17)

Läßt sich das wirklich so sagen? Wenn wir einen Handwerker benötigen, fürchten wir uns vor seinen Preisen mit Anfahrt und versuchen darum, viel selbst zu machen. Wenn ich eine Wohnung kaufe, bringe ich Anwälten und dem Staat Beträge ein, die ich als ausbeuterisch empfinde.

Ausbeutung herrscht allerdings auf einem Arbeitsmarkt, in dem Firmen gar nicht genug verdienen können, um ihre Aktionäre zu befriedigen. Da wird viel auf die Arbeitnehmer abgewälzt, die nahezu jede Arbeit annehmen müssen, wenn sie nicht dem Staat zur Last fallen wollen, was nicht jedermanns Sache ist. Nicht jeder hält gern die Hand auf.

Ich meine, daß der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen begegnet werden muß. Das Wie ist mir egal, Hauptsache, den Ausbeutern wird das Handwerk gelegt.

R. Meischel, Baden-Baden



Handwerker ist nicht gleich Handwerker: Während für die einen Stundenlöhne in Höhe von 80 Euro plus Anfahrt gelten, arbeiten andere für acht Euro die Stunde. Foto: ddp

Miegel war dort

Betr.: „Die drei Gleichen“ (Nr. 17)

Der Bericht über die „Drei Gleichen“ in Thüringen hat mich erfreut. Es ist ein Bericht für unser *Ostpreußenblatt*, und da sollte man wissen, daß Agnes Miegel während ihrer Pensionszeit in Weimar gewesen ist und das die steinernen Zeugen und dazugehörenden Legenden sie beeindruckten.

1908 entstand ihre Ballade „Die Gräfin von Gleichen“. Wenn man die Geschichte vom „doppelbeweibten Grafen“ weitererzählt, dann muß man auch wissen, wieso es dazu kam. Es sind sehr edle Züge des Grafen, die ihn bewegen, die Sultanstochter nach Thüringen zu bringen. Und die Gräfin segnet die Fremde: „Du sollst sie haben und halten nach unserem Recht, aus ihrem Schoße zeuge ein neues Geschlecht.“ Sie zeigt Verständnis für die entstandene Situation. Ich kann darüber nicht scherzen. Flucht und Vertreibung haben solche Tatsachen bestätigt.

Margarete Ritter, Kindelbrück

In der Oberlausitz

Betr.: „Weltberühmt und heiß begehrt“ (Nr. 13)

Seit Beginn des Jahres beziehe ich Ihre Zeitung und bin sehr zufrieden mit den angesprochenen Themen und ihrer Behandlung.

Im Artikel über den Kunsttischler David Roentgen wird angegeben, daß er seine Schulausbildung im „oberschlesischen Niesky“ erhalten habe. Niesky liegt noch heute in Deutschland und zwar im niederschlesischen Oberlausitzkreis, dessen Kreisstadt sie ist, und besitzt eine Niederlassung der Herrnhuter Brüdergemeine.

Siegfried Prochno, Bad Sassendorf

Wackere Amokläufer im Kampf gegen Rechts

Betr.: „Halbherzig ist nicht mutig“ (Nr. 16)

Mit Begeisterung lese ich immer Ihre Wochenrückblicke auf der letzten Seite Ihrer Zeitung. Großartig fand ich Ihre Formulierung in der gennanten Ausgabe: „Professionelle Berufserreger, allen voran ein Gogo-Girl jedweder rosa-rothen Homodemo namens Claudia Roth“, welche Sie mit den Römern verglichen, die sich Gänse als Weckrufer hielten.

Eine treffendere Beschreibung dieser, bei ihren öffentlichen Auftritten mit gekonntem Augenrollen und furchterregenden Grimassen uns Furcht und Schrecken einjagen wollenden Grünen gibt es nicht.

Man liest heute oft „so“ Schreckliches über Amokläufer, die blindwütig um sich schießen und dabei kaltblütig Menschenleben auslöschen, aber nie etwas über unsere amoklaufenden wackeren „Kämpfer gegen Rechts“ in Politik und Medien, die Menschen auf ihre „Art“ nachstellen und ebenso kaltblütig vernichten, nicht mit dem Colt, sondern mit ihren „sinnentstellenden“ Worten und Schriften.

Jüngst gebärdeten sie sich anläßlich einer Trauerrede für Filbinger, erneut gleich den Weckgänsen der alten Römer, und setzten ihren Amoklauf gegen Filbinger, in dessen Vergangenheit der „enthüllende“ Schriftsteller Rolf Hochhuth einst herumgestochert hatte, um ihm dann das Kainsmal eines „furchtbaren Juristen“ auf die Stirn zu brennen, vor seinem Grab fort.

Hochhuth scheint bei seinen „Forschungsarbeiten“ wissentlich übersehen zu haben, daß sein furchtbarer Jurist Filbinger, um nur einen Fall in Erinnerung zu rufen, als ehemaliger Marinerichter den von zwei seiner Oberfeldwebeln, denunzierten Kompaniechef Forstmeier, der heute noch lebt, vom Tod am Galgen bewahrte.

Während eines vertrauten Gespräches unter sechs Augen äußerte dieser sich ihnen gegenüber: „Hitler ist ein Verbrecher, Göring ein Scharlatan und Goebbels ein Lügenmaul. Der Krieg ist verloren, der ‚Iwan‘ ist schon auf dem Sprung nach Westen.“

Filbinger, der als Marinerichter über diesen „Zersetzer der Wehrkraft“ zu richten hatte, fragte während der Verhandlung die Denunzianten: „Können Sie völlig ausschließen, daß Ihr Kompaniechef Sie lediglich auf ihre politische Standhaftigkeit prüfen wollte?“ Auf eine solche Reaktion waren die beiden Denunzianten nicht gefaßt. Also diktierte Filbinger ins Protokoll: „Ich kann natürlich nicht ausschließen, daß unser Kompaniechef Forstmeier seine Äußerungen nur machte, um unsere Standfestigkeit zu prüfen.“ Diese Aussage wurde von den beiden Denunzianten unterschrieben. Damit war der Sache die entscheidende Wende gegeben.

Handelt so ein „Furchtbarer Jurist“, Herr Hochhuth?

Friedrich Kurreck, Offenbach am Main

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf. – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **6582**

Stalins »Fackelmänner-Befehl« war schon 1941

Betr.: Leserbrief „Kein Freibrief“ (Nr. 17)

Die aus Brandenburg vorgebrachten Einwände gegen den Leserbrief „Verbrannte Erde“ lassen ein gerüttelt Maß an historischer Ahnungslosigkeit vermuten. In den Ausführungen wird behauptet, der Ausdruck „Verbrannte Erde“ sei nicht von Stalin, sondern von der sich im Rückzug befindlichen Wehrmacht geprägt worden. Offenkundig will er damit für entsprechende Verwüstungen die Schuld allein der deutschen Seite zuweisen. Dem Herrn ist, wie es scheint, Stalins Befehl Nr. 428 vom 6. November 1941, der sogenannte „Fackelmänner-Befehl“, entgangen. Danach sollten unter anderem alle Siedlungen, in denen sich deutsche Truppen befinden, in einer Tiefe von 40 bis 60 Kilometer hinter der Hauptkampflinie und 20 bis 30 Kilometer beiderseits von Wegen in Brand gesetzt werden. Der Originaltext ist im Institut für Zeitgeschichte in München einzusehen.

Des weiteren versucht der Leser Ilja Ehrenburg damit zu entlasten, daß dieser sich gegen die ihm vorgehaltene Hetzpropaganda verwahrt habe. Wenn dies nur eine Glaubensfrage ist, empfehle ich unter anderem auch die Lektüre der antideutschen Haßtiraden Ehrenburgs in dessen unter dem Titel „Krieg“ erschienenen Buch. Woher bezieht der Leserbriefschreiber sein Wissen, daß es in der Wehrmacht keine Todesurteile wegen Vergewaltigung gegeben habe? Die außergewöhnlich strenge Strafjustiz im deutschen Heer ist unbestritten. Auch dazu empfiehlt sich im Falle von Unwissenheit solide recherchierte Fachliteratur.

Otto Schmidt, Hamburg

Unsere Kinderarbeit wurde nie angerechnet

Betr.: „Stasi-Veteranen machen mobil“ (Nr. 12)

Während Kinderzwangsarbeit zwar weltweit geächtet wird, finden bei deutschen Opfern diese verlorenen Jahre noch nicht einmal Eingang in die Rentenberechnung.

Mir wurde 1996 von der Bundesversicherungsanstalt mitgeteilt, daß man diese Jahre als Ersatzzeit nicht anerkennen könne, da sie vor Vollendung des 14. Lebensjahres lägen.

Einst waren wir Kinder im Alter von knapp zwölf Jahren, als wir 1945 in Nordostpreußen von der Roten Armee überrollt wurden und deren Schandtaten miterleben mußten. Überlebt haben wir nur, indem wir von Sonnenaufgang bis Untergang auf der Sowchose in der Landwirtschaft schufteten, bis zur endgültigen Vertreibung aus der Heimat im Herbst 1948. Nur wer arbeitete, erhielt einen Teller Suppe.

In der späteren DDR konnten die fehlenden Schuljahre nur geringfügig übersprungen werden, und seitens der SED-Diktatur wurde uns zusätzlich noch der Maulkorb des Schweigens übergestülpt. „Glücklicherweise“ können wir aber noch miterleben, wie ehemalige Stasi-Offiziere ihre alten Sonderprivilegien für ihre Rentenerhöhungen durchgefochten haben.

Damals wie heute sind sie damit Nutznießer beider Staatssysteme geworden.

Fazit: Recht erhält in Deutschland nur noch der, dessen Geldbeutel für eine Prozeßführung gefüllt ist und der seinen eindeutigen Links-Status auch glaubhaft nachweisen kann. Da man uns Vertriebene jedoch pauschal in die rechte Ecke gestellt hat, werden wir unser Erdendasein nur noch als Deutsche zweiter Klasse beenden können.

Es lebe die deutsche Gerechtigkeit in aller Welt!

Dr. W. Hanau, Berlin

Moralisch fraglich

Betr.: Leserbrief „Kein Freibrief“ (Nr. 17)

Der Leserbriefschreiber fordert in seinem Leserbrief die Redaktion auf, „nicht jeden Blödsinn zu drucken“.

Er sollte froh sein, daß die Verantwortlichen seinem Wunsch nicht nachgekommen sind, denn dann wäre sein Leserbrief wahrscheinlich auch nicht veröffentlicht worden.

Den Inhalt kurz wiedergegeben, könnte man den Brief folgendermaßen zusammenfassen: Zensur heute üben – Stalin und Ehrenburg entlasten – Deutsche als bestrafte Täter!

So ein inhaltlich falscher und moralisch fragwürdiger Leserbrief könnte notfalls im „Neuen Deutschland“ veröffentlicht werden, er paßt aber nicht in die niveauvollen Seiten der *Preußischen Allgemeinen Zeitung*!

Hans Ulrich Thiele, Bielefeld

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Bundewehr geht der Nachwuchs aus

Berlin – Die Bundeswehr hat massive Nachwuchssorgen. Wie die „Hannoversche Allgemeine Zeitung“ mit Hinweis auf einen vertraulichen Bericht des Verteidigungsministeriums meldet, wird hierfür vor allem der Geburtenrückgang verantwortlich gemacht. In den Neuen Bundesländern etwa habe sich die Zahl der 18jährigen glatt halbiert. Andererseits melden Umfragen, daß aktive Soldaten äußerst unzufrieden seien mit dem Umgang, den die Truppe in Politik und Öffentlichkeit erfährt. Ob auch dies Bewerber abschreckt, geht aus dem jüngsten Bericht nicht hervor.

Hauptbahnhof voller Erfolg

Berlin – Der Berliner Hauptbahnhof hat bei den Passagierzahlen seit seiner Eröffnung vor knapp einem Jahr deutlich zugelegt. Täglich passieren nach Angaben der Deutschen Bahn rund 300 000 Reisende den Bahnhof. Die Zahl der Gäste auf den Strecken nach Hamburg und Leipzig sei um je fast die Hälfte angestiegen.

ZUR PERSON

»Mit großer Betroffenheit«



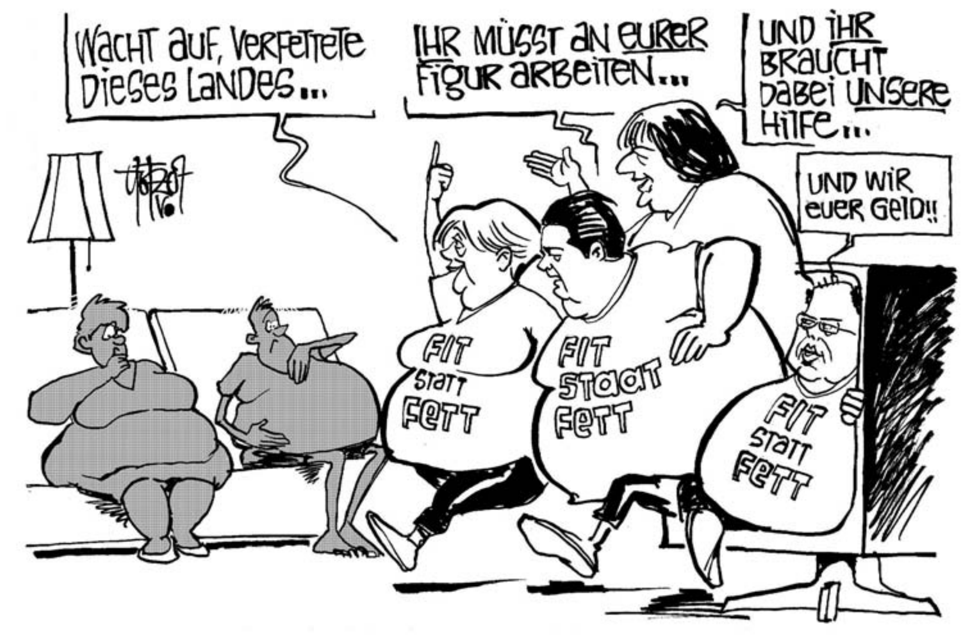
Mit „großer Betroffenheit“ habe man die Nachricht aufgenommen, so der Senat der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannover. Daß die Landsbischöfin Margot Käßmann die Scheidung eingereicht hat, sorgt in der mit drei Millionen Mitgliedern größten evangelischen Landeskirche Deutschlands für Betretenheit.

Die 1958 in Marburg an der Lahn geborene Theologin hat in ihrem Leben als Priesterin wohl zahllose Ehen geschlossen. Nach christlichem Dogma gilt die Ehe als unauflöslich bis in den Tod. Daß sich eine Landesbischöfin und Mutter von vier 15 bis 24 Jahre alten Töchtern von ihrem Ehemann trennt, dürfte daher von Kritikern als weiterer Beleg für die Auflösung der kirchlichen Regeln in der EKD zugunsten von mehr Beliebigkeit gewertet werden.

Käßmann gilt nach dem EKD-Ratsvorsitzenden, dem Berliner Bischof Wolfgang Huber, als profilierteste Repräsentantin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland. Schon in jungen Jahren, 1985, wurde sie nach zweijährigem Vikariat in Hessen zur Pfarrerin ordiniert. Bis 1990 arbeitete sie als Pastorin in Frielendorf-Spieskappel im Schwalm-Eder-Kreis und übte danach verschiedene Funktionen in der Kirchenverwaltung aus.

1994 bis 1999 war Käßmann Generalsekretärin des Kirchentages, seit 1999 fungiert sie als Hannoveraner Landesbischöfin.

Besonderes Augemerk widmete Margot Käßmann der Ökumene und der Entwicklungshilfe. Aus dem Zentralausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen trat sie jedoch 2002 wegen der Aufgabe ökumenischer Gottesdienste aus. *H.H.*



Hoppla, hier kommt die Trainertruppe! Zeichnung: Götz Wiedenroth

Mittelnazis

Die CDU wird verboten, die Esten verschmieren unser Geschichtsbild, und dunkle Lolly-Schieber überschwemmen Berlin / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Es sei „alarmierend, daß der Rechtsextremismus immer mehr in die Mitte der Gesellschaft vordringt“, alarmiert uns Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble. Auweia, die Nazis hausen jetzt also in der Mitte.

Für gemäßigte Rechte ist das nur insofern eine Überraschung, als sie die Braunen mit ihrem ganzen Sozialismusgequatsche und ihrem rabiaten Kollektivismus noch viel weiter links vermutet hätte als bloß in der „Mitte“. Aber da die Mitte ja links von rechts steht, müssen die demokratischen Rechten ihre politische Geographie nur marginal anpassen. Für alle übrigen ist Schäubles Neuordnung allerdings ziemlich beeindruckend, für seine eigene Partei bedeutet sie gar das Aus.

Daß die Ultrarechten zu „Mittelnazis“ mutiert sind, ist nämlich gar nicht Schäubles Entdeckung. Wolfgang Thierse hat uns auf die neue Heimstatt der Hitleristen schon vor vielen Jahren hingewiesen. Und er meinte damals mit der Mitte, wo jetzt die Nazis seien, kaum verhohlen die CDU – wegen ihrer „Leitkultur“. Nachdem sich Wolfgang Schäuble der Thierse-These angeschlossen hat und das Wort „Leitkultur“ nun sogar in die Mitte des neuen CDU-Grundsatzprogramms vorgedrungen ist, wird es Zeit, daß der Bundesinnenminister drastische Maßnahmen ergreift.

Aber bitte nicht so dilettantisch wie beim letzten Mal der Schily. Damit das Verbotsverfahren gegen die CDU, die sich mittlerweile ganz frech und offen als „Partei der Mitte“ selbst entlarvt, nicht genauso erbärmlich scheitert wie das gegen die NPD, muß Schäuble zunächst alle V-Leute, die er in die „Mitte“ eingeschleust hat, von dort abziehen.

Der Rest ist schnell erledigt. Was ein Rechtsextremist ist, geht aus Schäubles Verfassungsschutzbericht unzweideutig hervor. Dort lesen wir: „Rechtsextremisten propagieren ein politisches System, in dem als angeblich natürliche Ordnung Staat und Volk in einer Einheit verschmelzen.“ Im neuen Grundsatzprogramm der „Mitte“-Partei CDU lautet das dann: „Der Zusammenhalt unserer Gesellschaft hat sein Fundament in unserer Zusammengehörigkeit als Nation.“ Bingo! Den Laden machen wir dicht.

Wenn wir mit der CDU fertig sind, warten schon andere Verbotskandidaten auf uns; unsere Wachsamkeit kennt keine Grenzen, schon gar keine europäischen. Da springen die Esten ins Auge. Die haben nämlich immer noch nichts aus der Geschichte gelernt, die wir ihnen über ihre Vergangenheit erzählt haben. Sie weigern sich verbiestert, voller Dankbarkeit an jene goldene Zeit der Freiheit zurückzudenken, die Stalin ihnen geschenkt hatte. Die „Befreiung“ 1945 sei in Wirklichkeit der Wechsel von einer Besatzungsmacht zur nächsten gewesen. Das ist rechtsradikal. Fragen Sie Wolfgang Thierse!

> Tausende Balten durften 1945 die Enge ihrer Heimat tauschen gegen die herrlichen Weiten Sibiriens

Tausenden Esten winkte nach der Befreiung schließlich das große Los, ihr kleines, engstirniges Baltenland gegen die herrlichen Weiten Sibiriens eintauschen zu dürfen. Unzählige Esten muß das so glücklich gemacht haben, daß sie nie wieder zurückkehrten. Und jetzt räumen sie das sowjetische Ehrenmal ab, das sie doch nur auf ewig an diese wunderbare Epoche erinnern sollte (und ganz nebenbei daran, wer Herr in ihrem Hause ist).

Ein Aufstand der europäischen Anständigen – wie damals gegen Österreich nach dem faschistischen Putsch des Wahlvolks gegen seine sozialdemokratische Regierung – wäre die einzig angemessene Antwort auf die estnische Provokation.

Doch nichts davon: Ausgerechnet die Polen fallen uns in den krummen Rücken und springen den Esten bei. Das ist eine besondere Enttäuschung. Bislang standen die Polen doch immer fest an der Seite der Thierses, wenn es darum ging, das schwarz-weiße Geschichtsbild zu schützen vor denen, die es mit den Farbklecksen der sogenannten „Wirklichkeit“ besudeln wollten wie der Vertreibung und ähnlichem Kram.

Dieses Bild war so praktisch und modern wie die Piktogramme an unseren Bahnhofstoiletten: Wer nur kurz draufsah, wußte sofort, wo es langging. Nun auf einmal nehmen sogar die Polen den Pinsel in die Hand, schmieren revanchistische Texte von der „sowjetischen Unterdrückung“ drauf und legen womöglich bald Hand an Stalins Siegesmale wie zuvor die Esten.

Ahnt denn niemand die Gefahr? Wenn das Historienpiktogramm erst einmal gänzlich verschmiert ist, wird sich jeder selber den Weg zu den Wahrheiten der Geschichte suchen müssen. Dabei kann man sich übel die Knie aufschlagen wie schon die Russen an Katyn, die Franzosen an Pétain, die Polen an Jedwabne oder die Briten am Irak, wo sie in den 20er Jahren den Luftterror gegen Zivilisten erfanden.

Unreif und undankbar sind sie, diese Neu-Europäer. Alles nehmen sie uns weg. Unsere in mühevoller Aussonderung störender Details aufgebauten Gewißheiten, unsere Klempneraufträge und zum Schluß sogar den Grand Prix. Eine „Ostblock-Verschwörung“ soll sich da zusammengerottet haben, um den Westeuropäern den Sängerpreis zu verweigern.

Schon wieder etwas Neues, von dem wir kalt erwischt wurden. Gerade hatten wir uns behaglich eingerichtet in der Rolle des gütigen Schiedsrichters, der die doofen Osteuropäer mahnt, sich nicht zu streiten und den „Ausgleich zu suchen“ – zwischen Esten und Russen oder Albanern und Serben oder Zigeunern und Roma oder ... und nun fliegt auf, daß sich diese Brut auch völlig einig sein kann. Spielverderber.

Andererseits hat so ein „Ostblock“ ja auch etwas Anheimelndes. Ein bißchen so wie früher halt. Gibt ja kaum noch was. Die Menschen sehnen sich aber nach Stabilität, weshalb sie ein serbisches Schlagerkelchen gern mal zum guten alten Ostblock aufblasen.

Wir wollen jetzt aber nicht dramatisieren, es gibt durchaus noch Sachen, die sich nicht geändert haben.

Lothar Schröder, der Verhandlungsführer von Verdi im Kampf gegen die Telekom, unterrichtete die aufgeschreckten Kunden des Unternehmens über die möglichen Folgen des Arbeitskampfes: „Es kann passieren, daß Störungen erst verspätet beseitigt und Aufträge mit Verzögerung erledigt werden.“ Der Service des Bonner Unternehmens wird während des Streiks also wie gewohnt weiterlaufen, so, wie ihn die Telekom-Kunden seit Jahrzehnten schätzen.

Auch die Große Koalition setzt angesichts der reformmüden Deutschen auf Berechenbarkeit. Während der großen Anti-Raucher-Kampagne hatten wir noch gekalauert, daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis die Politik sich an unsere Eß- und Wohnzimmertische setzen wird, um unsere korrekte Ernährung zu überwachen. Und siehe da! Jetzt haben wir – buchstäblich – den Salat.

Denn glaube doch niemand, daß die Politik von der Höherbesteuerung des Naschwerks allein satt wird. Fettes Fleisch oder Fleisch überhaupt kommt als nächstes, dann der Käse und so weiter. Bis wir schlußendlich nur noch vor Obst, Gemüse, Salaten und vogelfutterartigen Fleischsubstituten an unseren entfeinstaubten Tischen sitzen.

Aber erstmal sind die Süßigkeiten dran. Neben Tank- und Zigarettenkauf-Touren wird sich bald ein reger Gummibärchen-Tourismus über die Oder entfalten. In der Zeitung werden wir lesen, daß es der Berliner Polizei unter Einsatz verdeckter Ermittler gelungen sei, einen „international agierenden Ring von Lolly-Schiebern“ zu zerschlagen. Die ganz Jungen werden sich von Uropa bis ins Einzelne erklären lassen, wie das damals ging, das mit dem „Organisieren“ vor anno 1948.

Wie schon gehabt werden die Politiker versprechen, daß die Einnahmen aus der erhöhten Mehrwertsteuer „ausschließlich“ für edle Zwecke wie Gesundheit, Bildung und Kinderkrippen verwendet würden. Ebenso routiniert werden sich die Deutschen dann säuerlich zugrinsen und „Ja, ja ...“ oder sowas hervorstöhnen.

Ja, manches bleibt uns tatsächlich für immer.

ZITATE

Estlands Außenminister ***Urmas Paet*** *wies im Interview mit der „Welt“ vom 10. Mai den* ***Vorwurf*** *von Altkanzler Gerhard* ***Schröder*** *(SPD)* ***zurück****, der Reval im Streit um den Standort eines sowjetischen Siegesdenkmals „unzivilisiertes Verhalten“ vorgehalten hatte:*

„Das hätten wir von einem deutschen Politiker nicht erwartet. Schröder hat die Sprache der russischen Offiziellen übernommen. Aber was soll man erwarten, es ist die Sprache seines Meisters Gasprom.“

Der rumäniendeutsche ***Schriftsteller Richard Wagner*** *hält die Moskauer Proteste wegen angeblicher Geringschätzung* ***russischer Gefallener durch Estland*** *für vorgeschoben. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 10. Mai schreibt er:*

„Stalins totalitärem Antrieb ging es nie wirklich um die Ehrung der Gefallenen, sondern vielmehr um den Nutzen, den er für seine Propaganda und seine imperialen Ziele daraus ziehen konnte. Was der einzelne Kämpfer dem Imperium wert war, bezeugt das Schicksal zahlloser Rotarmisten, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren und nach ihrer Befreiung umgehend in den Gulag verbracht wurden.“

Der stellvertretende Unions-Fraktionschef ***Wolfgang Bosbach*** *(CDU) wunderte sich am 10. Mai im Fernsehsender N24 über die* ***Kritik*** *aus der Opposition an den* ***Razzien*** *gegen die* ***linke Szene*** *im Vorfeld des* ***G8-Gipfels****:*

„Wenn es gegen Rechtsradikale geht, habe ich noch nie gehört, daß jemand sagt: Achtung, Warnung, Verhältnismäßigkeitsprinzip achten, nicht so massiv vorgehen.“

Die „Frankfurter Allgemeine“ brachte am 15. Mai ihre eigene Theorie aufs Tapet, warum Rußlands Präsident ***Wladimir Putin*** *eine so* ***harte Sprache*** *gegen die Nato wegen der geplanten Aufstellung von lediglich* ***zehn Abwehrraketen*** *in Polen pflegt:*

„Putin weiß genau, daß im Westen niemand einen neuen Kalten Krieg will. Aber je sperriger er sich gibt, desto mehr wird er umworben. Manchmal hat man den Eindruck, daß der ganze rhetorische Krawall der letzten Zeit einem Kalkül gehorcht: die Spannung so zu erhöhen, daß eine dritte Amtszeit vom russischen Volk geradezu herbeigesehnt wird.“

Wirtschaftspolitik

Daß in Frankreich Autos brennen,
etwa hundert jede Nacht,
kann man dort Normalfall nennen,
der nicht weiter Sorgen macht:

Heißt's halt, Autos neu zu kaufen,
was die Wirtschaft stimuliert
und wie Spielen, Rauchen, Saufen
das Budget-Loch reduziert!

Leicht ist's deshalb aufzuzeigen:
Für das Wohl der Nation
muß die Fackelquote steigen –
ahnten wir's nicht immer schon?

Also werken sie gemeinsam,
die Chaoten, die man kennt,
und – es klingt ja fast schon
peinsam –
Frankreichs neuer Präsident.

Pannonicus